

Mhc 421

Gedruckt für den Freundeskreis der Kirchlichen Hochschule Bethel;
zusätzl. Exemplare zu beziehen über die Verwaltung der Kirchlichen Hochschule
(Remterweg 45, 4800 Bielefeld 13)
zum Selbstkostenpreis von DM 15,- (einschl. Versandkosten).

Kirchliche Hochschule Bethel 1905-1980

Hg. Gerhard Ruhbach, Bethel 1980

Kopie der S. 68-148. 165-167. 174-177
sowie der Bilder (S. 253-261)

Citavi.

ISBN 3-88368-033-8

© Kirchliche Hochschule Bethel, Bielefeld 1980
Alle Rechte vorbehalten.
Verlag und Herstellung: Ernst Knoth, Me



Stefan Felber

Bamberg, 10.7.96

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Herausgebers	4
Geleitwort des Vorsitzenden des Kuratoriums	7
Geleitwort des Rektors	8

I.

Jelle van der Kooi: Die Entstehung der Theologischen Schule	11
Theodor Kuessner: Erinnerungen an Bethel 1921-1930	58
Theodor Schlatter: Aus der Geschichte der Theologischen Schule in ihren ersten 25 Jahren	68
Heinrich Bödeker: Das Sommersemester 1933 - die Vertreibung von Wilhelm Vischer	89
Robert Frick: Meine Bethel-Jahre 1931-1949	98
Alfred Adam: Ziel und Weg der Theologischen Schule 1905-1955	104
Gerhard Ruhbach: Die Kirchliche Hochschule Bethel, Überlegungen zu ihrem Weg von 1945-1980	111

II.

Dokumente zur Geschichte der Kirchlichen Hochschule	149
Ausgewählte Vorlesungsverzeichnisse	211
Statistisches	246
Bilder aus Geschichte und Leben der Kirchlichen Hochschule . .	253

Aus der Geschichte der Theologischen Schule in ihren ersten 25 Jahren

Theodor Schlatter

Auf den folgenden Seiten soll nicht etwa der Versuch unternommen werden, eine Geschichte der Theologischen Schule in den ersten 25 Jahren zu schreiben; dafür ist die Zeit noch nicht gekommen. Die Angaben, die hier in knapper, fast chronikartiger Form zusammengestellt sind, sollen nur einzelne Bausteine für eine künftige Darstellung bereitlegen.

1. Der theologische Unterricht

Die Not, die den Gründer der Schule dazu trieb, in seiner Gemeinde der Kranken und Hilfsbedürftigen eine Bildungsstätte für künftige Diener der Kirche zu schaffen, war die Beobachtung, daß der Unterricht der theologischen Fakultäten, insbesondere die wissenschaftliche Arbeit am Alten und Neuen Testament in den Jahrzehnten um 1900 die Studenten vielfach in eine Kritik und Skepsis hineinführte, die ihnen den Eintritt in den Dienst der Kirche und die frohe Bezeugung des Evangeliums schwer oder unmöglich machte. Darum war sein Ziel in erster Linie, zur Ergänzung der Fakultäten eine Schule zu schaffen, die den jungen Studenten zum Beginn ihres Studiums die *Bibel* erschließe und ehrwürdig mache und sie mit tüchtiger Kenntnis ihres Inhalts ausüste, ehe sie dann in den Strom der historisch-kritischen Fragen eintauchten. So konnte bei der Eröffnung der Schule am 15. Oktober 1905 ihr erster Lehrer, Pastor Jaeger, als er das Arbeitsziel der Schule umriß, für sie den Namen „Theologische Bibelschule“ vorschlagen.¹

Mit Unterricht im *Alten und Neuen Testament* begann die Schule; in den Morgenstunden jeden Tages wurde je eine Stunde lang das Alte und das Neue Testament in der Ursprache gelesen. Bald trat, um der erschreckenden Bibelunkenntnis der Studenten zu begegnen, eine Einführung in die Bibel als Ganzes hinzu; seit Pastor Jaeger 1907 die alttestamentliche Exegese einem geschulten Alttestamentler (Pastor

Oestreicher) überlassen konnte, war es sein Ziel, die Studenten in groß angelegten Übersichten, die nun auf umfassender Lesung der deutschen Bibel aufgebaut waren, in das Verständnis der großen Zusammenhänge der Offenbarung einzuführen. Gern bezeichnete er seine Arbeit als biblische Systematik. Das Auge zu öffnen für die Einheitlichkeit der durch die Bibel bezeugten Offenbarungsgeschichte und so die Bibel in ihrer organischen Einheit verstehen zu lehren, war sein Anliegen. So verbanden seine Vorlesungen, für deren Aufbau er bewußt die Anlehnung an die Gliederung und Terminologie der herkömmlichen Theologie mied, Bibelkunde und Systematik. Eine Fortführung seiner Arbeit ist es, wenn auch jetzt die Vorlesungen, die von dem größten Teil unserer Studenten besucht werden, in regelmäßigem Wechsel eine Bibelkunde des Alten und des Neuen Testaments sind.

Im alt- und neutestamentlichen Unterricht wurde mit der Exegese einzelner Bücher begonnen. Sorgsame Auslegung, die auf Wort und Geist der biblischen Bücher achtete und im Laufe der Jahre fast die ganze Bibel umfaßte, blieb das erste Anliegen. Nach dieser exegetischen Grundlegung gingen die Dozenten erst allmählich zu umfassenderen Vorlesungen über, etwa einer Darstellung der Theologie der Propheten, des Lebens Jesu oder der Wirksamkeit und Theologie des Paulus. Eine Theologie des Alten oder Neuen Testaments wurde als Ganzes noch nicht gelesen.

Daß die *Mission* der evangelischen Christenheit im Lehrplan der Theologischen Schule weiten Raum erhalte und die Schule eine Aufgabe auch darin habe, in den jungen Theologen Missionskenntnis und Missionsliebe zu stärken, in der Hoffnung, im einzelnen reife dann der Entschluß, selbst in den Dienst der Mission zu treten, das war dem Gründer der Schule, in dem eine so starke Missionsliebe glühte, selbstverständlich. Er selbst übernahm es gern, solange er die Kraft dazu noch hatte, den Studenten die Missionsgedanken des Alten Testaments, den Missionswillen Jesu, die Missionsarbeit des Petrus und Paulus zu zeigen und ihre Herzen für die Mission zu gewinnen. Dann gehörte lange Zeit zu den wöchentlichen Abendvorträgen, durch die die Vorlesungen der Schule ergänzt werden, all 14 Tage ein Missionsvortrag von Missionsinspektor Lic. Trittelvitz. Insbesondere wurde in den Jahren vor dem Kriege die missionarische Auseinandersetzung mit dem Islam ins Auge gefaßt. Die Schulung von Islam-Missionaren – sowohl nach der sprachlichen wie nach der theologischen Seite (Arabisch, Einführung in den Koran und die moslemische

MW
Theologie) – wurde eine besondere und mit Freude ergriffene Aufgabe der Theologischen Schule, bis der Ausbruch des Weltkrieges eine Unterbrechung der hoffnungsvollen Arbeit herbeiführte. Eine Anerkennung für die Bedeutung, die die Theologische Schule für das Missionsstudium bereits besaß und in verstärktem Maße gewinnen konnte, bedeutete der Beschluß der Missionsgesellschaften Deutschlands im Jahre 1912, auf gemeinsame Kosten in Bethel einen Lehrstuhl für Missionswissenschaft zu errichten, den als erster D. Johannes Warneck übernahm. Wenn auch seit dem Kriege der Lehrstuhl nicht mehr von den Missionsgesellschaften getragen wird, so behielt doch die Missionswissenschaft und mit ihr verbunden die Religionskunde im Lehrplan der Schule ihre feste Stelle.

Sehr viel später erst als die Äußere Mission erhielt die *Innere Mission* in aller Form eine Vertretung im Lehrplan. Dies war darin begründet, daß die Arbeit der Inneren Mission, insbesondere die vielgestaltige Arbeit Bethels, von Anfang an und planmäßig den Studierenden durch Vorträge der Männer, die hier praktisch in der Arbeit standen, und in lebendiger Anschauung nahe gebracht wurde. So wurde erst im Winter 1926/27 ein Lehrstuhl errichtet, dessen Aufgabe die Einführung in die Geschichte und Theorie der Inneren Mission und Diakonie ist.

Da die Theologische Schule gern von Studierenden aufgesucht wurde, die hier in der Stille ihre Studien abschließen und sich auf die Prüfungen vorbereiten wollten, wurden schon bald Vorlesungen und Übungen aufgenommen, die – in Ergänzung der praktisch-theologischen Vorlesungen der Universitäten – für den Dienst in der Kirche schulen sollten. Vor allem half hier der seelsorgerlich erfahrene Leiter des Kandidaten-Konvikts Pastor Rahn. Dann wurde zum Winter 1919/20 ein eigener Lehrauftrag für praktische Theologie geschaffen und Pastor Michaelis, dem Vorsitzenden des Gnadauer Verbandes, übertragen, freilich so, daß seine Arbeit zur Hälfte, je länger je mehr zur größeren Hälfte, der Leitung der deutschen Gemeinschaftsbewegung gehörte. Die Vorlesungen aus der praktischen Theologie wurden gern auch von Studenten im Anfang des Studiums gehört, da sie ihr Ziel nicht in der Vermittlung historischen Wissens oder technischer Ratschläge hatten, sondern in allgemeinverständlicher Form die biblischen Gedanken von der Gemeinde und dem Dienst an der Gemeinde herausarbeiteten.

KG
Auch in dem *kirchengeschichtlichen* Unterricht, den die Examenskandidaten zunächst in der Form von Repetitorien erbaten, wollte die Theolo-

Einladung

zu einer Freizeit der Theol. Schule Bethel,

vom 13. bis 15. April 1931.

Wieder laden wir die Studenten des Sommersemesters zu einer Freizeit in den letzten Tagen der Osterferien ein. In gemeinsamer Besinnung und offener Aussprache darüber, was unserem Leben und Studium Grund und Ziel gibt, wollen wir uns zusammenschließen und die Lebens- und Arbeitsgemeinschaft des Semesters vorbereiten.

Der Plan für die Tage sieht vor:

Montag, 13. April:

Abends 7 Uhr gemeinsames Essen.
8 Uhr Vortrag von Pfarrer Merz: Die Frage nach Gottes Wirklichkeit.

Dienstag, 14. April:

Vormittags 9 Uhr Vortrag von Pfarrer Merz: Die Bindung an Gottes Ordnung.
Nachmittags 4 $\frac{1}{2}$ Uhr Bibelbesprechung über Mark. 12, 28–34: Das größte Gebot (Einleitung: lic. Vischer).
Abends freies Beisammensein.

Mittwoch, 15. April:

Vormittags 9 Uhr Vortrag von lic. Vischer: Die Freiheit durch Gottes Wort.
Nachmittags 4 $\frac{1}{2}$ Uhr Bibelbesprechung über Mark. 4, 26–29: Das Gleichnis des Reiches Gottes (Einleitung: lic. Vischer).

Am Dienstag und Mittwoch finden die Vorträge und Bibelbesprechungen in der Deele des Lindenhofes statt, der Vortrag am Montag Abend im Remter der Theologischen Schule (Friedhofsweg 75). Im Remter werden auch die gemeinsamen Mahlzeiten gehalten. Das Quartier findet jeder in dem für das Sommersemester ihm zugewiesenen Zimmer. Die Kosten der Freizeit betragen insgesamt 5 Mk. Nach der Ankunft in Bethel am Nachmittag des 13. April melden sich die Teilnehmer in der Kanzlei der Theologischen Schule im Studentenheim (Bethelweg 39).

Anmeldungen zur Freizeit werden vor dem 1. April an die Kanzlei der Theologischen Schule erbeten.

lic. Schlatter.

gische Schule den Unterricht an den Universitäten nicht kopieren, sondern von ihrer Eigenart aus ergänzen. Redliche, wissenschaftliche Arbeit war auch hier das Ziel; aber bewußt wurde in der Darstellung der Geschichte der Kirchen oder in der Bearbeitung einzelner Quellen nach der einen Kirche gefragt, von der der Glaube weiß. Vom Winter 1921/22 an hielten Assistenten der Theologischen Schule neben ihren Sprachkursen zugleich kirchengeschichtliche Übungen. Dann wurde im Frühjahr 1927 eine Dozentur für Kirchengeschichte errichtet, deren Inhaber freilich zur Zeit noch zugleich mit einem Teile des Unterrichts im Griechischen belastet ist.

So fehlte in dem Kranze der Disziplinen, die an den Fakultäten betrieben werden, nur noch die eigentliche *systemantische Theologie*, wenn auch D. Jaegers biblische Vorlesungen systematischem Denken entsprangen und in umfassender Weise auf die letzten Fragen der Theologie Antwort gaben. Als dann nach seinem Tode sein Lehrstuhl im Sommer 1927 mit einem ausgesprochenen Systematiker (lic. H. W. Schmidt) besetzt wurde, war damit zugleich ein regelmäßiger Unterricht in der *Philosophie*, vor allem ihrer Geschichte, wie ihn gleichfalls D. Jaeger gelegentlich schon gegeben hatte, gesichert.

Es ist eine innerlich notwendige Entwicklung gewesen, die die Theologische Schule aus einer Bibelschule, die sie im Anfang etwa war, in der Tat zu einer „Freien Theologischen Schule“ werden ließ. Bewußt soll immer wieder das Studium der Bibel in der Mitte des gesamten Unterrichts stehen; die Einführung in die Bibel, die Anleitung zur Exegese, die Herausarbeitung der biblischen Wahrheit in ihrer Mannigfaltigkeit und Einheit bleibt die erste Aufgabe. Aber von diesem Mittelpunkt aus gilt es, die Linien nach allen Seiten zu ziehen; eine Theologie, der die Bibel zum Zeugnis göttlichen Willens, göttlichen Handelns wurde, kann nicht nur Bibel-Theologie treiben, sondern sieht sich dazu gedrängt, die wirksamen Kräfte in der Geschichte der Kirche aufzudecken, auf die Fragen und Nöte der Gegenwart Antwort zu geben und zum Dienst Gottes in der Kirche, insbesondere auch ihrer Inneren und Äußerer Mission anzuleiten. Gewiß kann die Erweiterung des Kreises auch eine Schwächung sein; über dem Vielerlei mag das eine Entscheidende zurücktreten. Solange aber lebendige Aufgeschlossenheit für das Wort Gottes, das er in der Bibel uns sagt, das Band bleibt, das die – in ihrer theologischen Haltung naturgemäß verschieden geprägten – Dozenten der Schule einigt, dürfen sie die

Zuversicht haben, an ihrem Teile der Kirche Christi einen fruchtbaren Dienst zu leisten.

Für die *Methode des Unterrichts* galt von Anfang an so weit als irgend möglich der Grundsatz der Arbeitsgemeinschaft. Der Dozent soll nicht hoch über seiner Hörschar stehen, der Student nicht lediglich rezeptiv sein. Ein gemeinsames Erarbeiten der Ergebnisse war das Ziel, gegenseitiges Recht des Fragens in Vorlesungen und Übungen die Voraussetzung. Leider zwang das Wachstum der Studentenschaft in große Zahlen hinein, zu einer Scheidung zwischen eigentlichen Vorlesungen, in denen der Dozent einer großen Hörschar nur noch vorträgt, und seminaristisch geführten Übungen überzugehen, so daß in der Methode eine Angleichung an die Arbeitsweise der Universitäten stattfand.

2. Der Sprach-Unterricht

Wenn der Zudrang zur Theologischen Schule so viel stärker wurde, als man es bei ihrer Gründung je hätte denken können, so war dies darin begründet, daß neben den theologischen Unterricht als eine zweite Aufgabe der Unterricht in den für das theologische Studium notwendigen Sprachen trat.

Schon für das erste Semester war *Unterricht im Hebräischen* angeboten. Schon im zweiten Semester (Sommer 1906) wurde ein hebräischer Kurs gegeben. Und dann wurde unter der pädagogisch geschickten Führung Pastor Oestreichers Semester um Semester eine wachsende Schar auf das Hebraicum vorbereitet. Das Ziel war, das Hebräische so gründlich zu lehren, daß ein fruchtbares und mit Freude betriebenes Studium des Alten Testaments möglich wurde.

Neben den Abiturienten eines Gymnasiums, die das Hebräische noch nicht auf der Schule erlernt hatten, meldeten sich mehr und mehr Abiturienten eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule, die den Wunsch hatten, Theologie zu studieren und in den Dienst der Kirche zu treten, denen aber das Griechische oder das Lateinische und das Griechische noch fehlte. Je mehr unter den höheren Schulen die Zahl der Gymnasien – absolut und noch stärker relativ, ganz besonders stark im Westen Deutschlands – zurückging, um so mehr wurde es für weite Kreise unmöglich, ihre Söhne auf Schulen zu schicken, auf denen sie die für das Theologie-Studium nötigen Spra-

chen erlernten. So wurde es für die Kirche zu einer ersten Frage, wie diesen realistisch geschulten jungen Männern, denen das theologische Studium oft ein Herzensanliegen war und die gerade wegen ihrer naturwissenschaftlich-technischen Vorbildung wertvolle Glieder des Pfarrstandes zu werden versprochen, der Weg zum Theologie-Studium und zum Pfarramt geebnet werden könne. Die Einrichtungen, die auf den Universitäten für das Nachlernen von Latein und Griechisch bestanden, waren, wenn sie nicht überhaupt fehlten, recht unvollkommen und konnten dem wachsenden Bedürfnis nicht genügen. Aus dieser Not der „Realisten“ hörte die Theologische Schule – es war hier vor allem Pastor Oestreicher – den Ruf, durch sorgfältig aufgebaute Kurse zunächst im *Griechischen*, dann auch im *Lateinischen* ehemalige Realgymnasiasten und Oberrealschüler, zu denen später noch die Abiturienten der Deutschen Oberschule traten, auf die Ergänzungsprüfungen zu ihrer Reifeprüfung vorzubereiten. Im Sommer 1914, im letzten Vorkriegssemester, in dem unter den 82 Studierenden bereits 33 Realisten waren, wurde schon in drei gegeneinander abgestuften, je 4stündigen Kursen Griechisch gelehrt. Vom Sommer 1915 ab wurde der griechische Unterricht in zwei Semestern gegeben, das Graecum also in einem Jahr erreicht. Das Lateinische wurde damals unseren Studierenden in privatem Unterricht gelehrt. Im Vorlesungsverzeichnis der Schule erschienen lateinische Kurse offiziell erst im Winter 1919/20, regelmäßig sogar erst vom Sommer 1923 ab.

Begreiflicherweise ging in den Jahren nach dem Kriege mit ihrer Unsicherheit und steigenden Geldentwertung das Streben der Studenten dahin, die Sprachen möglichst rasch zu erledigen. Die Schule bot damals einem Oberrealschüler an, in 3 Semestern auf die 3 Ergänzungsprüfungen vorzubereiten (es wurde im ersten Semester Latein I, im zweiten Latein II und Griechisch I, im dritten Griechisch II und Hebräisch betrieben). Wurde der Sprachunterricht so stark zusammengedrängt, dann litt natürlich die Gründlichkeit des Unterrichts, und war neben dem Sprachdrill ein Anfang im theologischen Studium, vor allem eine Einführung in die Bibelkunde, kaum noch möglich. Es drohte die Gefahr, daß die Schule zu einer Sprach-Vorschule für die Universität werde, auf der Real-Abiturienten in möglichst kurzer Zeit die Ergänzungsprüfungen erreichen wollten. Als die Verhältnisse wieder ruhiger wurden zugleich die Stundenzahl der Sprachkurse durchweg auf wöchentlich 6 erhöht werden mußte, wurde darum ein so starkes Zusammendrängen der Spracharbeit nicht mehr

gestattet. Je länger je mehr sprechen unsere Erfahrungen dafür, gleichzeitige Teilnahme an zwei Sprachkursen nur in Ausnahmefällen zu gestatten. Ein Realgymnasiast tut gut daran, für seine Sprachen 3 Semester zu rechnen, ein Oberrealschüler 5 Semester; dann kann in willkommener Ergänzung der Spracharbeit in diesen „Sprachsemestern“ zugleich schon ein Anfang im theologischen Studium gemacht werden, so daß nach der letzten Ergänzungsprüfung die dann noch nötigen 6 Universitätssemester für ein theologisches Studium in der Tat ausreichen.

In der *Form des Unterrichts* stellen die Sprachkurse der Theologischen Schule eine Zwischenstufe zwischen der Schule und der Universität dar. Jeder einzelne wird zu regelmäßiger Mitarbeit herangezogen; die akademische Freiheit des „Schwänzens“ gibt es nicht. Zugleich wird die Teilnehmerzahl der Kurse auf 25 bis 30 begrenzt, obwohl gerade deswegen seit dem Sommer 1927 in jedem Sommer eine sehr hohe Zahl von Aufnahmegesuchen abschlägig beschieden werden mußte. Gerade der Dienst, den die Theologische Schule in ihren Sprachkursen tat, hat ihr viel Anerkennung gebracht, sowohl bei den Studenten, die hier die straffe, zielsichere Führung schätzen, wie auch bei den kirchlichen Behörden und manchen Gliedern der Fakultäten. Die Theologische Schule ihrerseits begrüßt es mit aufrichtiger Freude, wenn mehr und mehr auch auf den Universitäten Einrichtungen geschaffen werden, die in zweckmäßiger Weise die angehenden Theologen auf die Ergänzungsprüfungen in den alten Sprachen vorbereiten. So darf darauf gehofft werden, es werde die Zeit kommen, in der diese Aufgabe im Unterricht der Theologischen Schule wieder stärker zurücktreten darf und sie wieder mehr das sein kann, was sie von ihrer Gründung her sein soll und bleiben will.

Eine wertvolle Ergänzung des alttestamentlichen Unterrichts war es, wenn Pastor Oestreicher, der die Sprachen des alten Orients beherrschte, besonders interessierten Studenten Unterricht im Assyrischen und Babylonischen (erstmal im Sommer 1910), gelegentlich auch im Ägyptischen gab, die arabischen Kurse, die er im Winter 1911/12 aufnahm, dienten zugleich der Schulung künftiger Islam-Missionare. An die griechischen und lateinischen Kurse schlossen sich in den letzten Semestern eine Einführung in das hellenistische Griechisch und in das Latein der Kirchenväter mit Lektüre ausgewählter Quellenstücke an.

3. Der Lehrkörper

Die beiden ersten Lehrer der Theologischen Schule waren Samuel Jaeger, der lange Jahre Inspektor am Tholuck-Konvikt in Halle und dann Semiar-Oberlehrer in Eisleben gewesen war, und Walther Kähler, der Sohn des Hallenser Systematikers, zuletzt Inspektor am Studienhaus in Bonn. Pastor Jaeger übernahm den alttestamentlichen Unterricht, Pastor Kähler den neutestamentlichen.

Den alttestamentlichen Unterricht behielt Pastor Jaeger, bis im Herbst 1907 ein junger badischer Theologe, Theodor Oestreicher, der mit der alttestamentlichen Schulung eine ausgedehnte Kenntnis der orientalischen Sprachen verband, als dritter Dozent hinzutrat. Pastor Oestreicher, der sich zugleich um den Ausbau der Sprachkurse sehr verdient machte und dessen Arbeit die theologische Fakultät Münster im Sommer 1926 durch die Verleihung des D. theol. ehrte, gab durch zwei Jahrzehnte hindurch – in enger Arbeitsgemeinschaft mit Pastor Jaeger – weithin der Theologischen Schule das Gepräge, bis er im Herbst 1927 in den Dienst der badischen Heimatkirche zurückkehrte. Seine Nachfolge übernahm im Winter 1928/29 lic. Wilhelm Fischer aus Basel, bis dahin Pfarrer in Tenniken in Basel-Land.

Stärker war der Wechsel im neutestamentlichen Unterricht. Walther Bähler schied Pfingsten 1910 von Bethel, übernahm zunächst ein Pfarramt in Bielefeld und wurde später Konsistorialrat in Münster und Generalsuperintendent in Stettin. Auf ihn folgte im neutestamentlichen Lehrauftrag Gottfried Simon, der Sohn des um die Anstalt Bethel verdienten Superintendents von Bielefeld, der einst bei der Eröffnung der Theologischen Schule am 15. Oktober 1905 als Vertreter der Kirche gesprochen hatte. Der Sohn, der Missionar auf vorgeschobenem Posten auf Sumatra gewesen war und dort insbesondere in der Arbeit unter Moslems gestanden hatte, vertrat nun von Winter 1910/11 bis Sommer 1915 in Bethel das Neue Testament und hielt daneben auch missionskundliche Vorlesungen. Dann übernahm Gottlob Schrenk, ein Sohn des Evangelisten Elias Schrenk, den neutestamentlichen Lehrauftrag. Während des Krieges las zeitweise auch D. Warnock, der Inhaber des Missions-Lehrstuhls, über das Neue Testament. Als Schrenk, den kurz vorher die Fakultät von Münster für sein Buch über Coccejus doktoriert hatte, im Herbst 1923 einem Ruf an die Universität Zürich folgte, übernahm Theodor Schlatter, Stadtpfarrer in Tübingen, der Sohn von Professor Adolf Schlatter, die

Dozentur für das Neue Testament. Neben ihm beteiligte sich seit dem Sommer 1927 lic. Wilhelm Brandt am Unterricht im Neuen Testament.

Als Samuel Jaeger 1907 die alttestamentlichen Vorlesungen abgab, legte er das Schwergewicht seines Unterrichts in jene Vorlesungen, die den Studenten zu dem inneren Erfassen der gesamten Bibel helfen wollten: er war der biblische Systematiker der Schule, bis schwere Erkrankung im Frühjahr 1926 ihn zum Ruhen zwang. Zu früh nach menschlichem Ermessen rief ihn ein zweiter Schlaganfall aus vielgestaltiger Tätigkeit am 14. Januar 1927 ab. An seine Stelle trat als Dozent für systematische Theologie und Philosophie Pfingsten 1927 der Greifswalder Privatdozent lic. Hans Wilhelm Schmidt.

Den kirchengeschichtlichen Unterricht begann im Winter 1921/22 der Assistent der Theologischen Schule lic. Hans Brandenburg, jetzt Pastor in Lübeck. Ihm folgte im Sommer 1923 Paul Hannig, jetzt Lehrer am Missionsseminar der Rheinischen Mission in Barmen; ihm wieder folgte im Winter 1925/26 Theodor Kuessner, anfangs ebenfalls noch Assistent, seit Frühjahr 1927 Dozent mit dem Auftrag für Kirchengeschichte.

Die Dozentur für praktische Theologie wurde im Winter 1919/20 Pastor Walter Michaelis übertragen, der mannigfaltige Erfahrung aus Pfarramt und Missionsleitung, aus Gemeinschaftsdienst und Mitarbeit in den Synoden mitbrachte. Im Juli 1930 trat D. Michaelis in den Ruhestand. Ein Sondergebiet aus der praktischen Theologie, die Geschichte und Theorie der Inneren Mission, insbesondere der Diakonie, ist das Arbeitsfeld von lic. Wilhelm Brandt, der im Januar 1927 aus Münster, wo er Vorsteher des Diakonissenhauses und Privatdozent an der Universität war, nach Bethel übersiedelte; neben der Lehrtätigkeit an der Theologischen Schule hat er regelmäßig auch in Münster Vorlesungen gehalten.

Auf den 1912 geschaffenen Lehrstuhl für Missionskunde wurde zunächst D. Johannes Warneck, der Sohn des Altmeisters der Missionswissenschaft Gustav Warneck, berufen, der jetzt wieder als Leiter der Rheinischen Mission auf Sumatra steht. Vom Sommer 1920 bis zum Sommer 1924 vertrat Missionar Pastor Ernst Johansen, der als Führer in der Ostafrika-Mission, als Pionier in Ruanda gearbeitet hatte, die Mission an der Theologischen Schule, bis auch er – von Münster her durch den D. theol. geehrt – wieder auf das Missionsfeld hinauszog und die Leitung der Arbeit in Bukoba übernahm. An seine Stelle trat

vom Sommer 1925 ab Superintendent a. D. *Simon* (s. o.), der sich von schwerer Krankheit hier erfreulich erholen durfte und im Jahre 1928 bei dem Jubiläum der Rheinischen Mission durch die Fakultät Münster zum D. theol. promoviert wurde.

Zur Unterstützung der Dozenten, namentlich im Sprachunterricht, wurden jüngere Theologen als *Assistenten* berufen. Das Anschwellen der hebräischen Kurse zwang dazu, dem Alttestamentler einen Helfer an die Seite zu stellen; dies war im Sommer 1927 der badische Pfarramts-Kandidat *Rumpf*, vom Winter 1927/28 bis Sommer 1929 ein junger westfälischer Alttestamentler, *Eberhard Delius*, der von hier aus seine Promotion zum lic. theol. durchführte und sich auch am alttestamentlichen Unterricht beteiligte, dann im Winter 1929/30 Dr. phil. *Budelius* aus Münster, ein Philologe, der sich für das Alte Testament besonders interessierte, und seit Ostern 1930 cand. theol. *Conrad Beyer* aus der Schule des Erlanger Alttestamentlers.

Die Reihe der Assistenten, denen der griechische, später auch der lateinische Unterricht anvertraut war, beginnt schon früh. An der Spitze steht Professor D. Strathmann in Erlangen, der als Inspektor im Winter 1906/07 in Bethel unterrichtete. Neben ihn tritt der Alttestamentler in Basel, Professor *D. Eichrodt*, der im Sommer 1915 als junger lic. theol. in Bethel Griechisch lehrte. Vom Winter 1921/22 an besteht eine feste Assistentenstelle, deren Inhaber zugleich die Kirchengeschichte vertraten (s. o.); 3 Semester lang hatte sie lic. *Hans Brandenburg* inne, dann vom Sommer 1923 bis Sommer 1925 *Paul Hannig*, seit dem Winter 1925/26 *Theodor Kuessner*. Die starke Entwicklung, die der Sprachunterricht nahm, zwang dazu, eine zweite Assistentenstelle zu schaffen, und legte es zugleich nahe, einen Altphilologen zur Mitarbeit heranzuziehen. Es hatte durch eine Reihe von Semestern, bis zum Sommer 1923, der alte Geheimrat Dr. Oetling, der in Bethel im Ruhestand lebte, geholfen. Im Winter 1926/27 arbeitete sich der bayrische Pfarramtskandidat *Siegfried Fichtbauer* mit Freude in die Aufgaben des Sprachunterrichts ein, so daß es auch für uns ein großer Schmerz war, als er am 18. März 1927 nach schwerer Operation starb. In vorläufiger Regelung halfen dann nacheinander zwei Studienräte, die von ihren Gymnasien beurlaubt waren: im Sommer 1927 und im Winter 1927/28 Dr. *Sellner* aus Fulda, im Sommer 1928 Dr. *Thiele* aus Rottbus, bis dann im Wintersemester 1928/29 Oberstudienleiter Dr. *Stolze*, der Leiter des Oberlyzeums in M.-Gladbach,

bei seinem Eintritt in den Ruhestand in die Mitarbeit an unseren Sprachkursen eintrat.

Einen besonderen Dank schuldet die Theologische Schule den Männern, die in einzelnen Semestern in freiem Nebenamt Vorlesungen hielten, die oft für die Studenten ganz besonders wertvoll waren. Hier sind zunächst zu nennen der alte Pastor D. *von Bodelschwingh* sowie seine Söhne *Wilhelm*, der verstorbene Vorsteher des Diakonissen-Mutterhauses Sarepta, und mehrfach *Friedrich*, der gegenwärtige Leiter des gesamten Werkes von Bethel. Im Sommer 1913 hielt der greise Evangelist *Elias Schrenk* eine Vorlesung über Evangeliums-Verkündigung und Seelsorge. Themata aus der praktischen Theologie behandelten auch die Vorlesungen von Pastor *Rahn*, des Vorstehers des Kandidaten-Konviktes. Als im Sommer 1927 D. Simon durch Krankheit verhindert war, Missions-Vorlesungen zu halten, traten die Betheler Missionsinspektoren lic. *Trittelvitz*, *Ronicke* und *Jasper* in die Lücke.

Der Kreis der Männer – aus Bethel, aber auch von auswärts, Theologen, Ärzte und Beamte –, die vom ersten Semester an in einzelnen Vorträgen die Studentenschaft einen Blick in das Gebiet gerade ihrer Arbeit tun ließen, ist zu groß, um namentlich hier aufgeführt werden zu können.

4. Die Studentenschaft

In dem ersten Aufruf der Theologischen Schule wurden nach Bethel in erster Linie eingeladen junge Studenten, die hier einen fruchtbaren Anfang ihres Studiums machen wollten, und neben ihnen solche, die zum Abschluß ihres Studiums hier ihren inneren Besitz klären wollten. Dabei hoffte der Gründer der Schule im besonderen auf solche Studierende, die in den Dienst der Mission oder der Diaspora gehen wollten. Es folgten der Einladung 11 Studierende, in bunter Mischung, jedoch überwiegend in hohen Semestern. Im zweiten Semester, im Sommer 1906, waren es bereits 32 Studenten, darunter manche jüngere. Aber erst im Sommer 1912 waren von 45 Studenten die 25 ersten Semester zum erstenmal die Mehrzahl. Je stärker dann die Zahl der „Sprach-Studenten“ wuchs, die in erster Linie der Sprachkurse wegen nach Bethel kamen, um so mehr überwog in der Studentenschaft die Schar der Anfänger. In den Nachkriegsjahren und in der Inflationszeit, als jeder sein Studium möglichst zu verkürzen trachtete

wie in
Ndren

und das Studium leicht von vornherein durch Examensrücksichten bestimmt war, wurde die Zahl derer, die in Bethel wirklich Theologie studieren wollten, begreiflicherweise immer kleiner und bestand die Studentenschaft fast nur aus Sprach-Studenten und Examens-Kandidaten. Zu einem starken Überwiegen der Sprachstudenten führte auch die freundliche Anerkennung, die gerade die Sprachkurse der Theologischen Schule fanden; wenn z. B. die Generalsynode der altpreußischen Union 1927 die in den Sprachkursen geleistete Arbeit dankbar anerkannte und in der Anrechnung der Sprachsemester die Theologische Schule tatsächlich, wenn auch nicht rechtlich, den Universitäten gleichstellte, so war damit der Zuzug von Sprachstudenten gefördert, – um so mehr, wenn zugleich durch die Erhöhung des theologischen Studiums auf 8 Semester ohne gleichzeitige Anerkennung von zwei Bethelsemestern sprachfreien, humanistisch geschulten Theologen ein Studium in Bethel – im Vergleich mit dem älteren Recht – erschwert wurde (vgl. Abschnitt 8). Es gehört zu den erfreulichen Zeichen der jüngsten Vergangenheit, daß die Zahl der „sprachfreien“ Studenten wieder steigt (im Sommer 1930 sind es 51 Sprachfreie neben 27 Studierenden im Kurs Latein I, 57 in dem Doppelkurs Griechisch I, 19 in Griechisch II und „Hebräern“; darunter 3 Studierende, die gleichzeitig 2 Sprachkurse belegen durften).

Die Zahl der Studenten stieg bis zum Kriege langsam und stetig an und hatte im Sommer 1914 82 erreicht. Im ersten Kriegsemester studierten hier 26, im Sommer 1915 noch 23; dann sanken die Ziffern noch stärker, um nach dem Kriege wieder zu steigen. Regelmäßig sind die Zahlen eines Sommersemesters höher als die eines Winters, da das Frühjahr die große Zahl der Meldungen von Abiturienten bringt, die ihr Studium in Bethel beginnen wollen und dann ein Semester oder vielfach, z. B. als Realgymnasiasten, drei Semester hier bleiben. Im Winter 1924/25 waren es 60 Studenten gewesen (darunter eine Studentin, 35 Sprachstudenten, 25 Sprachfreie, davon 12 in hohen Semestern); im Winter 1925/26 stieg die Zahl auf 82. Dann schnellte die Ziffer im Sommer 1926 auf 160 empor; noch war es gelungen, für jeden, der sich meldete, Platz zu schaffen. Dann aber schwoll, nachdem es im Winter 1926/27 140 Studenten gewesen waren, zum Sommer 1927 die Zahl der Meldungen so stark an, daß zum erstenmal eine große Zahl von Abweisungen nötig wurde, obwohl letzte Möglichkeiten für die Aufnahme ausgenutzt wurden; die Gesamtzahl der Studierenden stieg auf 229 (204 Studenten, 18 Studentinnen, 7 Gast-

hörer). Doch brachte naturgemäß dieses rasche Ansteigen der Zahl in der Gestaltung des Unterrichts, in der Verpflegung und Unterbringung der Studierenden, in der Entwicklung des Gemeinschaftslebens der Studentenschaft manche Schwierigkeiten mit sich. Daher erwuchs aus den Erfahrungen dieses Sommers und des Winters 1927/28, der mit 183 Studierenden auch eine sehr hohe Belegung hatte, der Entschluß, durch Begrenzung der Sprachkurse die Gesamtziffer – jedenfalls zunächst – niedriger zu halten. Es betrug dann die Zahl der Studierenden im Sommer 1928 191, im Winter 1928/29 153, im Sommer 1929 196, im Winter 1929/30 156 und stieg im Sommer 1930 (vor allem durch ein Ansteigen der Zahl der Sprachfreien) auf 212. Dabei war seit 1927 im Frühjahr regelmäßig die Zahl der Abweisungen, die leider notwendig wurden und oft schmerzlich waren, ebenso groß oder größer als die Zahl der Aufnahmen, die möglich wurden.

Insgesamt sind in diesen 25 Jahren 2000 Studenten durch die Theologische Schule gegangen; etwa 1100 von ihnen halten in dankbarer Erinnerung an das, was Bethel und seine Theologische Schule ihnen gab, durch Mitgliedschaft in einem Bethel-Studenten-Bund die Verbindung mit Bethel fest.

Seit Jahren gehören zur Studentenschaft stets auch *Studentinnen*, die sich auf den Dienst an Höheren Schulen als Religionslehrerinnen oder in der Kirche als Vikarinnen vorbereiten und von der Theologischen Schule meist Hilfe für das Nachlernen der alten Sprachen erwarten.

Eine eigenartige und für das Ganze wertvolle Gruppe in der Studentenschaft waren in den Jahren vor dem Kriege, in denen die Theologische Schule mit Freude an der Ausbildung von Missionaren mitarbeiten durfte, jene *Gasthörer*, die sich auf den Dienst in der Mission rüsteten. Schon im Sommer 1907 hatte die Schule ihre Türe einem Absolventen eines Missionshauses geöffnet, der hier Vertiefung seiner Studien suchte. Im Sommer 1908 wurden Abiturienten eines Realgymnasiums und einer Oberrealschule, denen das Theologie-Studium verschlossen war, aufgenommen, um ihnen hier eine Ausbildung für den Missionsdienst zu geben; im Sommer 1911 waren unter 11 Gasthörern 8, die den Dienst in der Mission erwählt hatten, ein Bremer Missionar, 3 Missions-Studenten, 1 Armenierchrist, 1 Judenchrist und 2 Mohammedanerchristen. Ja, im Herbst 1912 gliederte sich die Schule eine eigene Missions-Abteilung an, „die Missions-Studienanstalt der Theologischen Schule“; in einem besonderen Missions-Konvikt wohnten die Missions-Aspiranten unter der Leitung eines Dozen-

ten der Schule, des früheren Missionars Pastor Simon zusammen und erhielten von D. Warneck, Pastor Simon und Pastor Oestreicher besondere Vorlesungen aus der Religions- und Missionskunde. Nur in vereinzelt Fällen konnte in den Jahren nach dem Kriege diese Linie, auf der die Theologische Schule den Missionsgesellschaften Hilfsdienste leistete, wieder aufgenommen werden.

Daß die Formen des studentischen Lebens in Bethel andere sein müssen, als sie an den Universitäten üblich sind, ist schon durch die Eingliederung der Theologischen Schule in die Anstaltsgemeinde bedingt, – davon ganz abgesehen, daß in ungezählten Fällen das studentische Leben an den Universitäten der Feind eines frohen und erfolgreichen Studiums gewesen ist. Insbesondere muß von allen, die in Bethel studieren wollen, erwartet werden, daß sie als Gäste Bethels das Rettungs- und Erziehungswerk, das Bethel an so vielen Opfern des Alkohols tut, nicht stören, sondern dadurch untertützen, daß sie willig in Bethel selbst und in seiner näheren Umgebung auf allen Alkoholge-
nuß verzichten. Es ist vielfache Erfahrung, daß dieser Verzicht auf den Alkohol die Freiheit und Fröhlichkeit des studentischen Lebens nicht gefährdet, dafür aber für rechtschaffenes Studium die Kräfte frisch erhält. Wenn darüber hinaus in Bethel nicht nur studentisches Kneipleben, sondern überhaupt die Bildung von Korporationen unter-
sagt ist, so ist dies darin begründet, daß von Semester zu Semester die Studentenschaft von Bethel zu einer lebendigen, festverbundenen Gemeinschaft zusammenwachsen soll. Solche Gruppen, die sich abschließen und in ihrem irgendwie bestimmten Eigenleben ihr Ziel haben, sind hier nicht möglich. Ausdruck der Gemeinschaft, die die ganze Studentenschaft eines Semesters zusammenschließen und jeden einzelnen erfassen will, ist der gemeinsame Tisch, ist in noch tieferem Sinn der gemeinsame Tagesanfang in den Morgenandachten, die von den Dozenten der Schule gehalten werden.² Natürlich birgt eine so große Schar von Studenten mannigfache Unterschiede, ja sogar Gegensätze in sich und ist ein Leben in der Gemeinschaft und für die Gemeinschaft jetzt viel schwerer erreichbar als in den ersten Jahren, in denen in der kleineren Schar feste Verbundenheit leichter entstehen konnte. Der Zusammenschluß einer so großen Zahl von Menschen macht bestimmte Formen und Ordnungen nötig, darum wurde im Sommer 1927 eine „Verfassung“ der Studentenschaft geschaffen, die die Aufgaben und Rechte des Seniors, des ihm zur Seite stehenden „Kapitels“ und der Studentenversammlung festlegte. Gemeinschaft

unter so vielen ist nur dadurch möglich, daß sich innerhalb des großen Kreises mancherlei Gruppen und kleinere Kreise bilden. Die Bewohner der einzelnen Heime, die Kameraden des gleichen Tisches wachsen zusammen; die Freunde der Musik bilden Orchester und Chöre; die Wandergruppe sammelt die Wanderlustigen; einzelne Kreise pflegen besondere Gebiete, besprechen etwa literarische oder politische, philosophische oder religiöse Fragen, – Voraussetzung für alle diese kleinen Gruppen ist, daß sie sich als Glieder des Ganzen fühlen und alles, was sie unternehmen, ihre Besprechungen, Wanderungen, musikalischen Darbietungen, bewußt allen offen halten. Besonders erwähnt werden darf die „Kurrende“, die seit 1925 regelmäßig am Sonnabend abend oder Sonntag morgen in bestimmten Quartieren Bielefelds ihre Choräle erschallen läßt, in dieser Verkündigung des Evangeliums an ein sonntagsloses Volk unterstützt durch Blätterverteiler und den Posaunenchor; von Semester zu Semester werden Sänger und Bläser erwartet, und immer wieder dürfen sie etwas von dem Segen solchen Zeugendienstes spüren. Daß im Sommer 1927 jedem Studierenden die Teilnahme an einer wöchentlichen Turnstunde zur Pflicht gemacht wurde, sollte zunächst dazu helfen, daß über dem Bücherstudium dem Leib sein Recht nicht verkürzt werde; zugleich aber fördern auch Turnen und Sport den Zusammenschluß zu einer lebendigen Gemeinschaft. Mancher hat es, etwa beim Scheiden von Bethel oder später in der Rückschau auf seine Bethelsemester, dankbar bezeugt, daß zu dem, was ihm in Bethel wertvoll wurde, neben dem Unterricht und neben dem Einblick in das Leben einer im Glauben lebendigen, in der Liebe tätigen Gemeinde in besonderer Weise auch das Gemeinschaftsleben der Studentenschaft gehört.

5. Der Rechtsträger

Der Rechtsträger der Schule war nicht die Anstalt Bethel, sondern ein eigener Verein Theologische Schule e. V., der sich durch Zuwahl ergänzte. Der erste Vorsitzende wurde Generalsuperintendent D. Holtzheuer (von 1905–1906); nach seinem frühen Tode trat an seine Stelle Generalsuperintendent D. Braun, auf den dann im Jahre 1911 der gegenwärtige Vorsitzende, Professor D. Lütgert, damals in Halle, jetzt in Berlin, folgte. Der stellvertretende Vorsitz lag in der Hand des alten Pastor von Bodelschwingh, dessen Erbe dann auch hier sein Sohn,

Pastor Friedrich von Bodelschwingh, übernahm. Neben den beiden Vorsitzenden gehören dem *Kuratorium* der Theologischen Schule gegenwärtig an die Generalsuperintendenten D. Zöllner aus Münster und D. Kähler aus Stettin, Freiherr D. von Pechmann in München, der Vorsitzende des Deutschen Kirchentages, Superintendent D. Winkelmann in Elsey-Hohenlimburg, Graf von Baudissin und Missionsinspektor Lic. Trittelvitz in Bethel und als Vertreter des Dozentenkollegiums der Leiter der Schule und sein Stellvertreter. Die Mitgliedschaft im Verein besitzen neben den Mitarbeitern in Bethel und einigen besonders verdienten Freunden der Schule eine ganze Reihe von befreundeten Universitätslehrern.

Die *Leitung der Schule* lag in den ersten 20 Jahren in der Hand von Pastor D. Jaeger. Im Frühjahr 1927 wurde sie für 3 Jahre D. Simon übertragen; ihm folgte im Frühjahr 1930 der Berichterstatter.

6. Die Bauten

Als am 15. Oktober 1905 die Schule eröffnet wurde, stand am Bethelweg, damals am äußersten Ende des Bethelwegs, die „*Theologische Schule*“ mit einem großen durch eine Rollwand teilbaren Lehrsaal im Erdgeschoß und der Wohnung des ersten Lehrers; daneben ein zweites, kleineres Haus mit der Wohnung des zweiten Dozenten. Noch zu Lebzeiten des alten Pastor von Bodelschwingh wurde der Bau des „*Studentenheims*“, gleichfalls am Bethelweg, eingeleitet (1910). Damit erhielt die Studentenschaft, die bis dahin in einem engen Bauernhäuschen eine Stube als Kasino gehabt hatte und im Vereinshaus von Bethel, im Assapheum, verpflegt worden war, für ihr geselliges Leben und ihre Verpflegung den sehr erwünschten eigenen und einheitlichen Mittelpunkt. In einem Flügel des Hauses war eine dritte Dozentenwohnung geschaffen, im Erdgeschoß die Bücherei untergebracht. 1913 wurde für die wachsende Schwärme der Studenten der Bau durch einen Anbau erweitert. Im Kriege diente er als Reserve-Lazarett. Nach dem Kriege überließ in dankenswerter Weise die Betheler Missionsgesellschaft ihre Heime Friedhofsweg „*Damaskus*“ und „*Troas*“ der Theologischen Schule, die sie teils als Studentenheime, teils als Dozentenwohnungen benutzte. Als der Besuch der Theologischen Schule von Semester zu Semester stieg, wurde es notwendig, für das gesellige Leben und die Verpflegung der Studentenschaft neue, größere Räume zu schaf-

fen; die Freunde der Schule reichten im Sommer 1926 in opferwilliger Liebe die Mittel dar, und schon am 18. November 1926 konnte in nächster Nähe der Studentenheime Damaskus und Troas der *Remter*“ eingeweiht werden. Die freiwerdenden Räume im „*Studentenheim*“ wurden in glücklicher Weise zu einem großen und einem kleineren Hörsaal umgestaltet. 1927 konnte wieder ein Neubau errichtet werden, ein Studentenheim mit 30 Einzelzimmern, das dem ersten Leiter zu Ehren den Namen „*Jaegerstift*“ erhielt. Ein weiteres Studentenheim, „*Waldesruh*“, entstand durch den Ankauf des alten Sinnendahl'schen Hofes, in landschaftlich besonders schöner Lage, freilich abgelegen. Auch im Jahre 1928 konnte die Theologische Schule einen Neubau errichten, diesmal ein Doppelwohnhaus. So besitzt die Schule nun 5 Studentenheime, in denen gegenwärtig neben 2 Dozenten-Familien 83 Studenten wohnen. Der weitaus größere Teil der Studenten wohnt also in Zimmern, die von Familien in Bethel freundlich zur Verfügung gestellt werden. Unter den Wünschen nach weiteren Bauten ist der dringlichste der nach einem zweckmäßigen Gebäude für die Bücherei, die auf 20000 Bände angewachsen ist und des Raummangels wegen leider auf drei Häuser verteilt werden mußte.

7. Kurse und Freizeiten

Daß der erste Leiter der Theologischen Schule, D. Jaeger, in so starker Weise von den Fragen des öffentlichen Lebens bewegt war, insbesondere von der Frage, wie unserer Arbeiterschaft das Evangelium nahegebracht und ein froher Anteil am Staate gesichert werden könne, das wirkte sich darin aus, daß die Theologische Schule im Jahre 1907 einen *Bibelkursus für Evangelische Arbeiterführer* schuf. Bald schlossen sich volkswirtschaftliche Kurse für künftige Arbeiterführer an. Aus diesen Kursen erwuchs 1912 die *Evangelisch-soziale Schule* in Bethel, die später, im Jahre 1921, in das Johannesstift nach Spandau verlegt wurde. Aber bis zur Gegenwart blieb eine Verbindung mit Bethel und der Theologischen Schule dadurch erhalten, daß die jährliche Bibelwoche für Arbeiterführer oder, wie es jetzt heißt, die „*Tagung der Deutschen Evangelischen Sekretär-Vereinigung*“ in Bethel in den Räumen der Theologischen Schule gehalten wird; für August 1930 ist bereits die 22. solche Woche vorbereitet.

Ein Anfang, dessen Fortführung dann der Krieg hinderte, war im Frühjahr 1914 jener erste *Kursus für Missionare*, die in der Heimat

weilten und ihren Urlaub zur Auffrischung und Vertiefung ihrer Studien benützen wollten.

Seit dem Frühling 1927 werden regelmäßig für die letzten Tage vor Beginn eines Sommersemesters die Studenten des Sommers zu einer *Freizeit* eingeladen. In offener Aussprache über die großen Fragen persönlichen Christenlebens schaffen diese Freizeiten den Anfang einer starken Gemeinschaft zwischen den Studenten und Dozenten wie innerhalb der Studentenschaft selbst, einen Anfang, auf dem dann im Semester weitergebaut werden kann.

Im Herbst 1927 wurden zum erstenmal die Glieder des Bethel-Studenten-Bundes zu einer *Theologischen Arbeitsgemeinschaft* nach Bethel eingeladen; einige Tage ernster und froher Gemeinschaft des Lernens und Lehrens mit den Dozenten der Schule wollten unseren ehemaligen Studenten wieder einmal eine starke, persönliche Berührung mit theologischer Arbeit verschaffen. Eine zweite solche Arbeitsgemeinschaft fand im Herbst 1929 statt. Sie sollen regelmäßig alle zwei Jahre – in den Jahren, in denen keine Theologische Woche in Bethel gehalten wird, – wiederholt werden. Auch an der Theologischen Woche, die – 1898 geschaffen – älter als die Schule ist, haben ihre Dozenten regelmäßig mitgearbeitet.

8. Die Anerkennung der Schule

Als die Schule ihre Arbeit aufnahm, rechnete sie nicht auf rasche Anerkennung der in Bethel zugebrachten Semester. Eine solche war auch nicht nötig, solange für das Studium nur 6 Semester gefordert waren und doch die allermeisten Studenten über diese Mindestforderung hinaus ihr Studium verlängerten; die über das Triennium hinausgehenden Semester gaben jedem die Möglichkeit eines Studiums in Bethel. Die Schule freute sich, wenn ihre Arbeit freundliche Anerkennung fand, so z. B. durch die altpreußische Generalsynode von 1909, die die Schule als Ergänzung des Universitäts-Studiums herzlich begrüßte und ihr zu ihrer Arbeit Gottes Segen wünschte, oder durch die Fakultät von Halle, die in der Verleihung des D. theol. h. c. an Pastor Samuel Jaeger bei dem Reformations-Jubiläum 1917 ausdrücklich die Schule selbst als freundliche Gehilfin ihrer eigenen Arbeit anerkennen und ehren wollte. Aber ihre Arbeit war im wesentlichen unabhängig von der Anerkennung ihrer Semester. Es war darum auch

nicht von der Schule veranlaßt, wenn die Kreise, die bei der Neuordnung des Verhältnisses von Kirche und Staat die Kirche in stärkerem Maße an der Ausbildung ihrer künftigen Diener beteiligt sehen wollten, sich für eine Anrechnung von Semestern in Bethel einsetzen. Auf der altpreußischen Generalsynode von 1919 wurde aus den Reihen des Gnadauer Verbandes der Antrag auf Anrechnung eines Semesters gestellt, aber von der Generalsynode abgewiesen. Auch auf der Verfassungsgebenden Kirchenversammlung der älteren Provinzen Preußens im Jahre 1922 wurde eine Entschließung des Abgeordneten D. Mumm, die – offenbar wesentlich im Blick auf die in Bethel studierenden Realisten – die Anrechnung eines Semesters auf das Triennium wünschte, gegen eine immerhin sehr beträchtliche Minderheit abgelehnt.

Dringlich wurde eine Anerkennung von Bethelsemestern erst dann, als die Kirchen die Mindestzahl der erforderlichen Studiensemester über 6 hinaus auf 8 Semester erhöhten; dadurch war – zumal in einer Zeit, in der wirtschaftliche Not die meisten Studierenden zu möglichster Verkürzung des Studiums zwang, – der Besuch der Theologischen Schule in Bethel tatsächlich unmöglich gemacht, wenn nicht für die über das alte Triennium hinaus geforderten Semester die Freiheit des Studiums in Bethel gewährt oder vielmehr belassen wurde. Eine vorbildliche Lösung traf die Kirche Schleswig-Holsteins, als sie im Jahre 1925 das Studium auf 8 Semester erhöhte; sie setzte im Kirchengesetz selbst fest, daß unter den 8 Semestern 2 Semester von Bethel sein dürfen. Andere Kirchen, wie die badische, in der das Studium stets schon 8 oder 9 Semester umfaßte, handelten in der Sache ähnlich, wenn sie von Fall zu Fall auf ein Gesuch des Studierenden hin die über das Triennium hinausgehenden Semester anrechneten. Von entscheidender Bedeutung mußte es werden, wie sich die größte deutsche Kirche, die der altpreußischen Union verhalte, als sie durch die Generalsynode 1927 das Studium auf mindestens 8 Semester erhöhte. Der Wunsch der Schule wäre gewesen, daß grundsätzlich und allgemein ausgesprochen werde, daß für die neu geforderten Semester ein Studium in Bethel anerkannt werde. Doch blieb es dabei, daß von Fall zu Fall ein Gesuch an den Evangelischen Oberkirchenrat zu richten ist, der dann von seinem Recht Gebrauch macht, von der vorgeschriebenen Studienzzeit (8 Semester an einer Universität) auf Grund eines besonderen Studienganges, eben eines Studiums in Bethel, ein oder zwei Semester zu erlassen. Im Verfolg der beiden

Resolutionen, mit denen die Generalsynode dem Evangelischen Oberkirchenrat empfahl, Studierenden von Bethel ein oder zwei Universitätssemester zu erlassen, beschloß dann der Kirchenrat, „daß den Besuchern der Theologischen Schule in Bethel auf ihren Antrag hin der Besuch der Schule bis zu zwei Semestern auf das theologische Universitätsstudium angerechnet werden könne“. Damit ist der Theologischen Schule die Möglichkeit erhalten, in Ergänzung des Universitätsstudiums, für das nach wie vor das alte Triennium gewahrt bleibt, auch künftig in fruchtbarer Weise ihren Dienst als Theologische Schule zu tun.

¹ Pastor v. Bodelschwingh hatte die Schule „freie Theologische Schule“ nennen wollen; um den Anstoß, der in dieser Betonung ihrer Freiheit lag, zu mildern, schloß Ministerialdirektor Althoff vor, die Schule „Praktische Theologische Schule“ zu nennen. Pastor v. Bodelschwingh ging auf diesen Vorschlag ein, da er mit seiner Schule ernsthaft der Praxis der Kirche dienen wollte. Freilich war der Name insofern irreführend, als hier nicht unmittelbar auf die Praxis des kirchlichen Dienstes vorbereitet wurde oder gar, wie man manchmal meinte, mit dem Studium praktischer Dienst „in der blauen Schürze“ verbunden war. Die Schule wollte von Anfang an ehrliche wissenschaftliche Arbeit treiben und verpflichtete ihre Studenten zu so angespanntem Studium, daß praktische Arbeit im Dienst der Kranken während des Semesters ganz unmöglich ist. Daher wurde bei einer Überarbeitung der Satzungen im Jahre 1929 der Zusatz „Praktische“ gestrichen, so daß die Schule nun den einfachen Namen „Theologische Schule“ führt.

² Neben die Morgenandachten tritt seit dem Winter 1928/29 die Andacht, mit der der Leiter der Schule nach dem Abendessen des Sonnabends, an dem regelmäßig auch die Dozenten teilnehmen, die Woche schließt.

Das Sommersemester 1933

Die Vertreibung von Wilhelm Vischer

Heinrich Bödeker

In der Geschichte der Kirchlichen Hochschule Bethel dürfte es wenige Semester geben, die so aufregend und zugleich so lehrreich waren wie das Sommersemester 1933. Von weiten Kreisen in ganz Deutschland wurde die Machtübernahme durch Hitler mit freudiger Erwartung begrüßt. Die wirtschaftliche Not war groß, die politische Verwirrung mehr und mehr unerträglich geworden. Nachdem die Kreise um Franz von Papen durch ihren üblen Staatsstreich vom 20. Juli 1932 das staatliche Leben in Preußen zerstört hatten, war eine Entwicklung eingeleitet worden, die konsequent zu der braunen Diktatur führen mußte. Niemand ahnte damals, was dies bedeuten sollte. Auch in Bethel mußten wir Unerfahrenen bedrückende Erfahrungen mit der „neuen Zeit“ machen.

Die damalige Theologische Schule wird jeder, der in jenen Jahren dort studierte, in guter Erinnerung haben. Unter den Studenten herrschte eine gute, an die besten Traditionen der Jugendbewegung erinnernde Gemeinschaft, ein durchweg fröhlicher Ton, viel gegenseitige Hilfsbereitschaft und eine echte Begeisterung für das erwählte Studienfach. Die Sprachkurse, Vorlesungen, Seminare, die monatlich stattfindenden Vorträge aus anderen Wissensgebieten (Medizin, Literatur, Soziologie, Politik) wurden von den Studenten eifrig besucht, die von den Dozenten durchgeführten Offenen Abende waren oft Höhepunkte im persönlichen Leben einzelner Studenten. Die meisten Dozenten hielten in ihren Häusern Bibelstunden für die Studenten, die sich ebenfalls eines guten Zuspruchs erfreuten. Man verstand, Feste zu feiern, wobei besonders das mit sportlichen Darbietungen verbundene Sennefest im Sommersemester und die Nikolausfeier im Wintersemester erwähnenswert sind. Kurz, es war eine Lust zu leben. Wer nicht humorlos oder ein träger Langweiler war, der konnte in Bethel eine beglückende Studienzeit erleben. Dazu trugen natürlich wesentlich die damals im Schnitt noch jüngeren Dozenten bei: Wilhelm Brandt, gerade im Sommersemester 1933 von Münster mit der Würde des D. theol. geehrt, übernahm zu Beginn des Semesters von

lic. Theodor Schlatter die Leitung der Hochschule. Sein Buch „Bibelkunde des Neuen Testaments“ war uns eine willkommene und hilfreiche Einführung in das Buch des Lebens. Robert Frick machte uns in Vorlesungen und Seminaren die Kirchengeschichte lebendig. Aus dem Repertoire von Georg Merz wird niemand seine erleuchtenden Ausführungen in der Vorlesung „Kirche und Kultur im 19. Jahrhundert“ vergessen können. In den alten Sprachen war neben Wilhelm Vischer (Hebräisch) und Theodor Schlatter (Griechisch) vor allem der blinde Dr. Siegfried Goebel tätig, ein Freund der Studenten, von dessen Fröhlichkeit sich jeder anstecken lassen mußte. Was unsere damaligen Lehrer uns neben ihren Lehrveranstaltungen in den täglichen Morgenandachten (sie fanden damals im Anschluß an das gemeinsame Frühstück im Remter, also vor den Vorlesungen statt und wurden – wie es die Ordnung vorsah – pflichtmäßig von allen Studenten besucht) an seelsorgerlicher Hilfe mitgegeben haben, ist mit Worten kaum zu sagen. Wer seine Betheler Studienzeit nur einigermaßen zu nutzen verstand, der gewann eine solide Grundlage für sein weiteres Studium und die spätere Berufsarbeit.

Auch wenn ein solcher Vergleich problematisch sein muß, so darf man doch getrost sagen, daß unter den damaligen Dozenten der Lehrer für Altes Testament, der geborene Basler Wilhelm Vischer, der beliebteste war. Seine „Bibelkunde des Alten Testaments“ war nicht nur eine Einführung in dieses Buch, sie war zugleich eine Glaubenshilfe für uns schon damals nicht gerade sehr bibelfesten Anfänger. Im persönlichen Umgang, in Vorlesungen, Übungen und selbst im hebräischen Sprachunterricht, in Andachten, Bibelstunden und Offenen Abenden wirkte Vischer auf alle aufgeschlossenen jungen Menschen nicht nur ungemein anregend – er gab unbewußt jedem eine wohlthuende Lebenshilfe. Man kann die Art dieser seiner Wirkung nicht besser beschreiben, als es Friedrich von Bodelschwingh in dem Buch über seine Tante Julia von Bodelschwingh getan hat. Die Gattin von Pastor Fritz von Bodelschwingh kümmerte sich in den Jahren der steigenden Arbeitslosigkeit u. a. auch um die vielen Arbeitslosen im Eggetal, einer Vorstadtsiedlung von Bielefeld. Sie wollte diesen gefährdeten Männern nicht nur materiell helfen, sondern auch geistig. Für diesen Zweig ihrer Arbeit gelang es ihr, auch Wilhelm Vischer zu gewinnen. In dem erwähnten Buch heißt es: „Mit Aufzählung der Themen, die bei Vischers Männerabenden behandelt wurden, ist das Außerordentliche und Ereignishaftige dieser Stunden gar nicht zu erfassen.“

Ob es um die Schöpfungsgeschichte, das Leben Jesu, die Lutherzeit, den Dreißigjährigen Krieg ging, immer war alles funkelnd neu und von hinreißend anschaulicher Sprachgewalt. Hier wurden nicht mühsam auf modern frisierte Puppen aus einem frommen Wachsfigurenkabinett vorgeführt, sondern man hatte den unmittelbaren Eindruck, einem Entdeckungsreisenden zuzuhören, der seine neuesten und noch nirgends zu lesenden Forschungsergebnisse vorlegt. Älteste Nachrichten der Bibel waren geladen mit der Hochspannung der Ewigkeit. Sie zündeten wie ein Blitz in das Heute hinein, erhellten und trafen das Herz und das Gewissen der Zuhörer und zwar gerade in ihrer besonderen Situation und handgreiflichen Not.

Das war Speise nach dem Geschmack von Frau Julia. Hier gingen ihre Männer wirklich mit. Ja, es kamen in diesen Kreis auch noch andere Menschen von außerhalb Bethels, die alles andere als arm und arbeitslos waren: Sie fühlten sich angezogen, weil sie ebenfalls mit der üblichen Kirchenpredigt nicht zurechtkamen.¹

Angezogen, weil im tiefsten verstanden, fühlten sich auch die studentischen Hörer von Wilhelm Vischer. Deshalb waren wir völlig konsterniert, als gleich zu Beginn des Sommersemesters 1933 gerade gegen diesen ungewöhnlich beliebten Dozenten ein gehässiges Treiben einsetzte. Wie ging es dabei zu?

Gleich zu Beginn des Sommersemesters hatte der Kreisleiter der NSDAP, ein Arzt der Anstalt Bethel, die wenigen Nationalsozialisten unter den Studenten zu sich beordert und ihnen die Weisung erteilt: „In diesem Semester fällt Lic. Vischer! Wie ihr das macht, ist eure Sache.“ Das ist später von einem Teilnehmer dieses Befehlsempfangs bezeugt worden. Aber außer den Nazis wußte niemand von dieser Hinterhältigkeit. Die Studentenschaft bestand aus 218 Studentinnen und Studenten, von denen sich knapp zehn Prozent als SA-Leute betätigten. Diese gerieten zu Beginn des Sommersemesters unter das Kommando eines Baltendeutschen, der erst in diesem Semester nach Bethel gekommen war. Als Truppführer hatte er den höchsten Rang unter den Studenten und wurde deshalb ihr Führer. Er hatte Wilhelm Vischer weder gehört noch gesehen, als er seinen „Kampf“ gegen ihn begann.

Es fing damit an, daß die NS-Gruppe die Teilnahme an den Andachten und Vorlesungen von Wilhelm Vischer ablehnte. Diese mündliche Ankündigung wurde von der übrigen Studentenschaft mit Zeichen der Verachtung quittiert, eben wegen der allgemeinen Beliebtheit des Angegriffenen. Die Studentenschaft gab deutlich zu erkennen, daß

man den versuchten Boykott von Vischer für einen Akt plebejischer und unreifer Flegerei hielt. Die Leitung der Schule stellte sofort die bis dahin obligatorische Teilnahme an den Morgenandachten frei. Bei den Vorlesungen hatte ohnehin jeder freie Wahl.

Doch wenn man geglaubt hatte, den Meuterern damit den Wind aus den Segeln genommen zu haben, so war das ein typischer Irrtum der damaligen Unerfahrenen. Der Führer der NS-Gruppe wandte sich in einem Brief an die Hochschulleitung. Dieses Dokument verdient um seines Inhaltes und seines Stils willen festgehalten zu werden: „Als Nationalsozialisten erscheint uns Herr Lic. Vischer als Ausländer gar nicht in der Lage, die nationalsozialistische Revolution Deutschlands zu begreifen, wie dies ja aus seinen Andachten und Bemerkungen vor und nach dem 30. Januar offenkundig ist. Seine Auslegung des Alten Testaments, ferner seine Beeinflussung der Studentenschaft in offenen Abenden, Bibelstunden und Andachten zeigen eine derartige Verquikung des Evangeliums mit jüdisch-bolschewistischen Ideen, die uns von einem Hochschullehrer in der heutigen Zeit grundsätzlich untragbar erscheinen.“ Daraufhin wurde der Briefschreiber von einer ganzen Anzahl von Studenten mehr oder weniger eindringlich gefragt, woher er eigentlich die Stirn habe, in dieser Weise gegen einen Mann vorzugehen, von dessen menschlichen und wissenschaftlichen Qualitäten er nachweislich keine Ahnung habe. Es kam zu heißen Auseinandersetzungen, und die Lage der Nazis wurde menschlich sehr unangenehm. Diese gingen schnell zum Gegenangriff über und verlasen acht Anklagepunkte, um die Kommilitonen über ihren verehrten Dozenten „aufzuklären“. Dieses Dokument war unqualifizierbar, was dem Verfasser denn auch auf der Stelle bescheinigt wurde. Wir Ahnungslosen meinten in unserer Unerfahrenheit, wer sich so hoffnungslos blamiert habe, sei erledigt und müsse nun aufgeben. Der schwerste Vorwurf unter den Anklagepunkten besagte, Vischer habe in einem Privatgespräch den Führer und Reichskanzler Adolf Hitler als „Balkanesen“ beschimpft. Das Pamphlet gipfelte in der Feststellung: wenn man Vischers Ansichten höre, könne man auf die Vermutung kommen, er sei am Ende jüdischer Abstammung, was damals als besonders schändlich gelten sollte.

Der so Angeklagte erklärte sich sofort bereit, in einer Studentenversammlung zu allen Punkten Stellung zu nehmen. Die Versammlung die am 18. Mai stattfand, wurde von dem Vorsitzenden des Kuratoriums der Theologischen Schule, Pastor Fritz von Bodelschwingh,

geleitet. Sämtliche Dozenten und Studenten waren zugegen. Aus Bielefeld hatte Pastor von Bodelschwingh Pastor Wilhelm Niemöller zugezogen, der damals noch Mitglied der „Deutschen Christen“ und der NSDAP war. Vergessen wir nicht: Es war die allererste Zeit des „Dritten Reiches“, in der noch jegliche Konfusion möglich war, in der etwa Punkt 24 des Parteiprogramms vom „positiven Christentum“ auf gutgläubige Gemüter noch seinen Einfluß ausübte, in der die in Deutschland seit Jahrzehnten gepflegte patriotische Lüge und nationale Phrasendrescherei ihre schönsten Blüten trieb, auch und gerade in kirchlichen Kreisen. Die Vernebelung der Geister in jenen Wochen war unbeschreiblich und ist für heutige junge Menschen gar nicht zu verstehen.

An jenem Abend nun nahm Wilhelm Vischer zu jedem einzelnen Punkt eingehend Stellung. Er nahm nicht ein Wort zurück. Selbst wo die Anklagen horndumm waren, ging er freundlich darauf ein. Aber er wich dem Terror nicht einen Schritt. Zum Beispiel erklärte er zu dem immer mehr aufgebauchten Vorwurf der Verleumdung des „gottgesandten Führers“ als eines Balkanesen, diese Äußerung sei im Gespräch mit einem Studenten über die Rassenfrage gefallen. Dabei habe er allerdings gesagt, er verstehe gar nicht, wie man so fanatisch vom alleinigen Wert der nordischen Rasse überzeugt sein könne, wenn man Adolf Hitler zum Exponenten habe. Dieser sehe ihm gar nicht aus wie ein nordischer Mensch, eher wie ein Balkanese. Wenn nun seine Gegner das als eine Beleidigung ansehen wollten, so mißdeuteten sie seinen Ausdruck völlig. Denn für ihn sei ein Balkanese durchaus nicht ein Mensch von geringerem Wert als der nordische Mensch. Schon wegen seiner auf dem Balkan lebenden Freunde könne er diesen Ausdruck nicht abschätzig gemeint haben.

Genauso stand Vischer bei den anderen Anklagepunkten in echt evangelischer Lauterkeit zu seinen Äußerungen, obwohl er es sich durch diplomatische Abschwächungen hätte leichter machen können. Aber gerade so überzeugte er seine Hörer, soweit diese nicht durch das Diktat des Terrors festgelegt waren. Besonders bezeichnend waren die letzten Sätze in Vischers Rede: „Deshalb, weil ich die deutsche Geschichte dieser Tage in voller Verantwortung miterlebe, hat mich die Erklärung des Kabinetts Hitlers bei der Übernahme der Regierung tief bewegt. Als ich im Herbst 1928 aus meinem Baselbieter Dorf nach Bethel berufen wurde (W. V. war zehn Jahre lang Pfarrer in Tenniken, Kanton Baselland), sagte mir Pastor von Bodelschwingh: „Ich kann Ihnen keine Sicherheit versprechen; wir leben in schwieriger Zeit

und wissen nicht, was uns bevorsteht.“ Und als wir vor dem Winter 1929 standen und die Arbeitslosigkeit gewachsen war, sagte er mir: „Wenn nicht ein Wunder geschieht, kommt das deutsche Volk nicht ohne Bürgerkrieg durch diesen Winter.“ Dasselbe sagten auch andere Männer aus tiefer Einsicht vor diesem und den folgenden Wintern. Und wir kamen durch einen Winter um den andern. Gott ließ das Wunder geschehen. Er schenkte dem wachsenden Heer der Arbeitslosen bei wachsender Aussichtslosigkeit die Geduld zum Aushalten. In tiefer Dankbarkeit gegen Gott erlebte ich es mit. Mit welcher Spannung erwartete ich da die erste Erklärung der neuen Regierung, und wie hart traf mich da der Satz, der Allmächtige habe seit 1918 dem deutschen Volk den Segen entzogen! Das kann ich nicht verschweigen, wenn ich jetzt nach meiner damaligen Empfindung gefragt werde ... Sollten die Männer, die darüber zu urteilen haben, finden, ich sei nicht fähig, jetzt verantwortlich mitzutragen, mitzuarbeiten, mitzuhelfen, mich mitzufreuen und mitzuleiden; alles, was ich hier geschrieben habe, beweise letztlich doch eine Fremdlingschaft, die davon komme, daß ich Ausländer sei, so kann ich nur noch das eine sagen: Diese Fremdlingschaft kommt wahrscheinlich nicht davon, daß ich das schweizerische statt des deutschen Bürgerrechts besitze. Ich habe nämlich auch dem schweizerischen Nationalismus gegenüber, bei aller Liebe zu meiner Heimat, ein gewisses Fremdbleiben erfahren. Und diese Fremdlingschaft – das glaube ich wenigstens – stammt nicht aus einer unglücklichen persönlichen Veranlagung, sondern aus dem Hören der biblischen Botschaft, die dem Glaubenden das Bürgerrecht im Reiche Gottes verleiht.“²

Nachdem Wilhelm Vischer seine Replik beendet hatte, wurden seine Gegner aufgefordert, sich nun dazu zu äußern. Sie taten es getreu den Nazibräuchen, indem ihr „Führer“ wörtlich erklärte: „Unsere Stellung zu Lic. Vischer ist durch diesen Abend nur noch klarer geworden. Wir verlassen den Saal!“. Die Gruppe verließ geschlossen unsere Versammlung und begab sich in das Studentenheim „Jaegerstift“, wo Wilhelm Niemöller vergeblich versuchte, sie zu beruhigen. Die übrigen Studenten blieben noch unter sich, um nach einer Aussprache ein Vertrauensvotum für ihren angefeindeten Lehrer abzugeben.

Am nächsten Tage verfügte die Kreisleitung der NSDAP, Wilhelm Vischer sei ab sofort suspendiert. Er dürfe weder lehren noch predigen. Auch persönlich wurde er jetzt verfeimt. Der weitere Umgang der Studenten mit ihm war strafbar und wurde geahndet, bei dem damali-

gen Senior der Studentenschaft z. B. mit seiner Absetzung durch die Kreisleitung und der Androhung des Ausschlusses vom Studium in Deutschland. Auswärtige Studenten, die früher in Bethel studiert hatten, sammelten Unterschriften, um Vischer der akademischen Jugend zu erhalten. Es erfolgten Eingaben beim Kultusminister. Selbst die Schweizer Botschaft in Berlin schaltete sich ein. Alles vergeblich. Schließlich fand dann doch mancher, Vischer hätte dies oder das anders machen, sich hier oder da vorsichtiger ausdrücken müssen. Solche Äußerungen und „Absetzbewegungen“ waren für jene Zeit typisch und für die Betroffenen schmerzlich. Daß Vischer niemals etwas Heimtückisches, Verräterisches oder Deutschland Schädigendes getan oder gesagt hatte, daran dachte niemand mehr. Am 5. Oktober 1933 tauchte dann noch als Preußischer Staatskommissar in dieser Sache der Tübinger Theologie-Professor Karl Fezer in Bethel auf, um persönliche Vernehmungen durchzuführen. Man weiß, welcher verheerenden politischen Einfluß Fezer auf die jungen Theologen in Tübingen gehabt und welche verhängnisvolle Rolle gerade er im ersten Jahr des Kirchenkampfes gespielt hat.³ So wird man sich nicht darüber wundern, daß durch seine Tätigkeit Vischers Lage nicht gebessert wurde.

Selbst der so ritterlich gesonnene Pastor Fritz von Bodelschwingh konnte Vischer nicht retten und ihn der Theologischen Schule erhalten, obwohl er alles versucht hat, was in seinen Kräften stand. Hinzu kam, daß er ja selbst unmittelbar nach diesen Ereignissen als gewählter Reichsbischof allen Schikanen der damaligen Machthaber ausgesetzt war. Noch in einem Brief vom 12. Februar 1980 an den Verfasser dieser Zeilen bezeugt Wilhelm Vischer, daß Pastor Fritz von Bodelschwingh bei jener Studentenversammlung im Remter erklärt habe, „er stehe zu mir in allem, was ich gesagt habe.“ Dann schreibt Wilhelm Vischer weiter aus seiner Erinnerung an die damaligen Ereignisse: „Gewiß hat er dann auch versucht, mich für Bethel zu halten. Doch so mächtig er im Gespräch Zeitgenossen, auch hohe Nazis, beeinflussen konnte, so war es doch auch für ihn eine Unmöglichkeit zu erlangen, daß ich hätte an der Theologischen Schule bleiben dürfen. Ich habe ja auch selbst versucht, noch etwas zu erreichen. Aber schon durch die Schweizerische Gesandtschaft in Berlin wurde mir erklärt, die national-sozialistische Partei sei jetzt der allmächtige Staat, und wenn sie mich ablehne, sei nichts dagegen zu machen. Das wurde mir schließlich auch durch einen Beamten des Auswärtigen

Amtes in Berlin bestätigt. Bodelschwingh hätte nur eines machen können, nämlich mich meines Amtes entheben. Denn das war die Vereinbarung, die wir beide miteinander getroffen hatten. Ich sagte ihm: Du hast mich berufen, Du allein kannst mich abrufen. Ich bin nicht den Nazis verpflichtet, sondern Dir; ich habe aber keinen prophetischen Auftrag, gegen Deinen Willen in Bethel zu lehren. Ich werde mich ohne weiteres fügen, wenn Du mir sagst: „Es ist besser, wenn Du gehst!“. Das hat mir Bodelschwingh nie gesagt. Wer will ihm daraus einen Vorwurf machen? Ist nicht vielmehr seine Treue zu rühmen? Er hat leiden müssen um meinetwillen. Was konnte man ihm Böseres vorwerfen, als er Reichsbischof werden sollte, als daß er einen „jüdisch-bolschewistischen Hetzer“ an seiner Theologischen Schule wirken lasse?... Eins ist sicher: Bruder von Bodelschwingh hat mir nie gesagt, ich hätte mich anders verhalten sollen.“

Erst als ganz deutlich war, daß nichts mehr zu erreichen sei und daß sein Verbleiben die Besetzung seines Lehrstuhls zu lange verzögerte, reichte Wilhelm Vischer selbst seinen Abschied ein. Daß Bodelschwingh ihm freundschaftlich verbunden blieb und seine Arbeit zu schätzen wußte, beweist die Tatsache, daß Wilhelm Vischer zu den wenigen hervorragenden Theologen gehörte, die Bodelschwingh nach seiner Vertreibung aus dem Amt des Reichsbischofs in Bethel zusammenrief und mit der Abfassung des „Betheler Bekenntnisses“ beauftragte (Gerhard Stratenwerth, Dietrich Bonhoeffer, Hermann Sasse, Georg Merz, Wilhelm Vischer u. a.). In diesem wichtigen Dokument, das leider später verwässert und dadurch entwertet wurde, hat Wilhelm Vischer den bedeutsamen Abschnitt „Die Kirche und die Juden“ verfaßt.

Es gab noch einiges Geplänkel in der deutschen und der schweizerischen Presse. Zu guter Letzt veröffentlichte der erwähnte Kreisleiter im Juni 1934 ein Pamphlet mit dem sehr zutreffenden Titel „Dichtung und Wahrheit“. Seine Auslassungen beginnen mit dem verräterischen Satz: „Herr Lic. Vischer verläßt jetzt endlich Bethel!“ Dann beklagt er sich darüber, wie man böswilligerweise erzähle, „daß weder von der Kirchenregierung noch vom Preußischen Kultusministerium irgend eine Entscheidung über den Fall Vischer getroffen worden sei. Man habe Herrn Vischer bei seinem Besuch im Preußischen Kultusministerium erzählt, daß die Entscheidung über sein Weiterwirken an der Theologischen Schule lediglich von dem Willen des Kreisleiters abhänge ...“ Gegen diese ihm offenbar peinliche Feststellung wehrt sich der kleine Potentat. Er macht Vischer selbst dafür verantwortlich,

daß so viel Unruhe um ihn entstanden sei, daß er Bethel so viel Schwierigkeiten gemacht habe. Das alles sei nicht nötig gewesen, wenn er gleich gegangen wäre. Vor allem erbost sich der Kreisleiter darüber, daß die Schweizer Heimat ihren Landsmann zu schützen versuchte. Das hielt ein damaliger Nationalsozialist für einen Akt böswilliger Verleumdung: „Wir Nationalsozialisten erklären demgegenüber, daß wir trotz solcher Einschüchterungsversuche nicht länger gewillt sind, das schmutzige Handwerk dieser berufsmäßigen Brunnenvergifter, die sich in höchst mutiger Weise in ausländische Zeitungen flüchten, weiter dulden zu wollen, sondern daß wir mit rücksichtslosester Brutalität diesen ewig schwelenden Brandherd austreten werden.“⁴

Der letzte Satz macht in seiner ganzen Schwülstigkeit deutlich, wie die Welt damals und in den nächsten Jahren aussah. „Mit rücksichtslosester Brutalität“ wurden die Dinge besorgt, ohne Sinn und Verstand, ohne Gewissen, Verantwortungsbewußtsein und Menschlichkeit – bis zum bitteren Ende. Am 11. Juni 1936 verhängte das Geheime Staatspolizeiamt Berlin über Wilhelm Vischer „Ein Redeverbot für das gesamte Reichsgebiet.“ Aber das hinderte ihn nicht daran, bei Zusammenkünften der Bekennenden Kirche und ihren Studenten und Vikaren in Deutschland Vorträge zu halten. Auch im Kriege und in der Nachkriegszeit hielt er seinen deutschen Freunden die Treue. – Wer damals die Vorgänge um Wilhelm Vischer bewußt miterlebt hat, der war belehrt über das wahre Wesen der Hitlerdiktatur und gefeit gegen jedes Mitmachen.

Nach seinem Fortgang von Bethel wurde Wilhelm Vischer zunächst für etwa zwei Jahre Pfarrer der deutschen Gemeinde in Lugano. Dann wurde er von der Gemeinde St. Jakob in Basel zum Pfarrer gewählt. Neben seiner Pfarrertätigkeit lehrte er an der Universität seiner Heimatstadt Altes Testament. Im Jahre 1946 übernahm er den Lehrstuhl für Altes Testament an der Freien Fakultät der reformierten Kirche von Frankreich in Montpellier. Dort lebt der Fünfundachtzigjährige noch heute im Ruhestand.

¹ Margarete Stoevesandt und Friedrich von Bodelschwingh, Julia von Bodelschwingh. Lebensentwurf einer ungewöhnlichen Frau. Bethel 1977, S. 91.

² Zitiert nach: W. Brandt, Friedrich von Bodelschwingh 1877–1946. Nachfolger und Gestalter. Bethel 1967, S. 184f.

³ Vgl. Klaus Scholder, Die Kirchen und das Dritte Reich, Bd. I. Frankfurt 1977, S. 402ff.

⁴ Mitteilungsblatt aus der Ortsgruppe Bethel-Gadderbaum der NSDAP, Juni 1934.

Meine Bethel-Jahre 1931–1949

Robert Frick

An meinem 30. Geburtstag kam ich Anfang September 1931 mit meiner Frau und unserem zweijährigen Sohn aus der Gemeindearbeit in Bad Saarow (Mark) nach Bethel. Im Rückblick erscheint es mir als eine freundliche Fügung, daß mir vor dem politischen Umbruch noch ein ruhiges Jahr des Einlebens und des Einarbeitens gegeben war. Durch den Doppelauftrag des griechischen Sprachunterrichts und der kirchengeschichtlichen Dozentur (neben Georg Merz) kam ich rasch in Kontakt mit vielen Studenten. Im Kreise der Dozentenfamilien herrschte eine unbeschwerter Geselligkeit. Darüber hinaus waren wir in die große Bethelgemeinde fest eingefügt. Pastor Fritz von Bodelschwingh konnte den Studenten bei einer Semestereröffnung sagen: „Vergeßt nicht, daß zu euren Dozenten auch die Bethel-Kranken gehören – sie können euch lehren, wie man mit seiner Krankheit fröhlich leben und getrost sterben kann.“ Wir Dozenten waren nicht nur in den Predigtplan fest eingeordnet, sondern jeder hatte einen Seelsorgeauftrag in einem der Bethel-Häuser. Das war für uns keine lästige Neben- oder Freizeitbeschäftigung, sondern gab auch unserem Leben mit den Studenten die Ausrichtung: Wissenschaft und Praxis, Wort und Dienst, Lehre und Leben als Einheit zu erfahren.

Dies alles blieb auch so in der nationalsozialistischen Zeit. Anfangs konnte man meinen, es gehe alles seinen gewohnten Gang, als sei nichts geschehen. Aber dann kam der Schlag. Am 18. 5. 1933 hielt unser Alttestamentler Wilhelm Vischer vor den Studenten einen Vortrag, in dem er seine Freude äußerte, diese Zeit als Schweizer in Deutschland erleben zu dürfen; nebenbei machte er eine ungeschickte Bemerkung über Hitlers Herkunft. Diese wurde von Studenten dem Kreisleiter weitergetragen und genügte, Vischer ein Redeverbot aufzudiktieren und ihn so in seinem Lehramt lahmzulegen. Erst bei dieser Gelegenheit merkten wir, daß wir bespitzelt wurden – ein schwerer Stoß gegen das bis dahin so selbstverständliche Vertrauensverhältnis. Dem Druck der Partei mußten wir weichen; wir blieben und bleiben aber Wilhelm Vischer in Freundschaft verbunden.

Am beginnenden Kirchenkampf fand die Dozentenschaft fast geschlossen ihren Platz in der Bekennenden Kirche und im Pfarrernotbund.

Nur unser Systematiker Hans Wilhelm Schmidt wurde von dem nationalsozialistischen Rausch erfaßt, und wir atmeten erleichtert auf, als er 1934 einer Berufung nach Münster folgte. Dafür bekamen wir in der Folgezeit Verstärkung durch Privatdozenten, die an den staatlichen Fakultäten als Glieder der Bekennenden Kirche keine Aussicht mehr hatten – zum Wintersemester 1934/35 kam Edmund Schlink, zum Sommersemester 1935 Volkmar Hertrich und 1937 Günther Bornkamm. Sie halfen mit, anfänglichen Tendenzen zur Anpassung an das neue Regime zu wehren, und so wurde die Theologische Schule neben Wuppertal und Berlin zur theologischen Lehr- und Ausbildungsstätte der Bekennenden Kirche. Wilhelm Brandt hat im Jahresbericht 1932/3¹ noch davon sprechen können, daß die Theologische Schule „sich mit Freunde in das neue Reich hineinstellt“ und es „freudig bejahen (kann), wenn der neue Staat seine Söhne dadurch erzieht, daß er ihr Leben aus der Vereinzelung heraushebt und sie wieder ihr Eingewordensein verstehen lehrt. Wir freuen uns von Herzen, wenn die deutsche Jugend, den ‚Geist einer marschierenden Kolonne‘ neu versteht“. Auch das „Führerprinzip“ wird bejaht, in die Verfassung der Studentenschaft übernommen und dahin gedeutet: „Das Vertreten einer Wahrheit in eigener Verantwortung, das sich nicht scheut, von anderen Gehör und Gehorsam zu verlangen!“

Ich selbst habe, als ich zum 30. Januar 1937 die Festrede im Remter halten sollte, nicht den Mut gehabt, den Auftrag zurückzuweisen, sondern habe mich an einer christlichen Umdeutung des Hakenkreuzes versucht, habe freilich das Ganze wie einen Eiertanz empfunden.

Es wurde uns allen immer klarer, daß es hier keinen Kompromiß gibt. Der Senior der Studentenschaft sagte in seiner Rede zum Schluß des Sommersemesters 1937: „Wer noch zum Schluß des vorigen Semesters in der Illusion lebte, in den Fragen der Kirche eine – wie man sagt – neutrale Stellung einnehmen zu können, dem wird im Laufe der letzten Monate deutlich geworden sein, daß Kirche Jesu Christi nur sein kann als eine bekennende Kirche unter der Richtschnur des Wortes Gottes, das kein Menschenwort neben sich duldet und keine menschlichen Rücksichtnahmen erlaubt.“² Die Konsequenzen wurden gezogen. Die Betheler Studentengemeinde trat aus dem Nationalsozialistischen Deutschen Studentebund aus und löste sich damit von der Deutschen Studentenschaft.

Frei.

Immer klarer wurde, daß das viel gebrauchte und mißbrauchte Wort „Gemeinschaft“ für unsere Studenten Sinn und Bedeutung gewann nicht aus der politischen Stunde, sondern von dem her, was das Leben der Theologischen Schule von Vater Bodelschwinghs Zeiten her geprägt hat. Davon schreibt Georg Merz in einem Aufsatz über „Die Neugestaltung des theologischen Studiums und die Bedeutung der theologischen Bildungsstätte Bethels“: „Von Anfang an war die Betheler Studentenschaft so aufgebaut, daß nicht der einzelne für sich stehen konnte. Er war in seinem ganzen Leben bestimmt von dem großen Gefüge einer Lebensgemeinschaft. Diese Lebensgemeinschaft war mehr als die Lebensgemeinschaft einer studentischen Verbindung und mehr als die Gemeinschaft, die das militärische oder sportliche Leben junger Menschen mit sich bringt. Es war die Gemeinschaft von jungen Menschen, die sich um die Erkenntnis des Wortes Gottes mühen und sich auf den Beruf eines Predigers vorbereiten, und die darum eingefügt war in die Ordnung einer Gemeinde, die ebenso den Missionsauftrag Jesu wie seinen Ruf zum Dienst an den Leidenden bejahen wollte, die aber bewußt freigelassen wurde von dem einschnürenden Zwang alter Institutionen.“³

Am 11. 1. 1938 fand im Gemeindehaus der evangelischen Kirchengemeinde Berlin-Dahlem eine Konferenz der Ausbildungsleiter der Bekennenden Kirche statt. Die Theologische Schule hatte eine Einladung erhalten, und ich erklärte mich bereit, auf eigene Verantwortung teilzunehmen. Der Ort war gewählt in der Hoffnung, die staatlichen Behörden würden uns eine solche Kühnheit nicht zutrauen. Aber kurz nachdem Johannes Schlingensiepen sein Referat begonnen hatte, erschien die Geheime Staatspolizei, erklärte die Versammlung für aufgelöst, lud uns alle in die „grüne Minna“ und brachte uns zum Gefängnis am Alexanderplatz. Dort wurden wir verhört, und das Ergebnis war: wer in Berlin wohnte, durfte Berlin nicht verlassen; wer von auswärts kam, durfte Berlin nicht betreten.⁴

Waren wir noch einmal glimpflich davongekommen, so waren die Auflagen doch lästig genug – für mich bedeutete das Einreiseverbot für Berlin, daß ich meine Eltern dort nicht mehr besuchen konnte. Belastender noch war für mich, daß die Sache mir den Unwillen von Pastor Fritz von Bodelschwingh eintrug. Er meinte, ich hätte nicht nur den Fortbestand der Theologischen Schule, sondern darüber hinaus die Existenz von Bethel gefährdet. Pastor Fritz war ein entschiedener Bekenner der Theologischen Erklärung von Barmen. Aber

den Weg der Bekennenden Kirche über die Synode von Dahlem nach Oeynhausen konnte er nicht mit gleicher Entschiedenheit bejahen. Er meinte, die Bekennende Kirche übernehme sich mit dem Anspruch, die wahre Kirche zu sein. Die von ihm zusammen mit Pastor von Lüttichau-Kaiserswerth und Missionsdirektor Knak – Berlin geleitete Gemeinschaft missionarischer und diakonischer Werke suchte einen Mittelweg. Pastor Fritz besaß großes Vertrauen auch über die Bekennende Kirche hinaus und bis in die Kreise der NSDAP hinein. Viele suchten bei ihm Rat und Weisung. Er hat auf dem Wege der persönlichen Gespräche sicherlich manchen Schaden verhindert und viel Gutes gefördert. Bei aller uneingeschränkten Hochachtung und Verehrung für seine überragende Persönlichkeit und seine geistliche Vollmacht war es für einen „Dahlemiten“ nicht immer leicht, sich in die durch seinen Weg gesetzten Grenzen zu fügen. Das bekam ich damals zu spüren. Aber es hat meine Verehrung und meine Liebe zu ihm nicht gemindert. Für die Theologische Schule hatte die Berliner Affaire keine weiteren Folgen. Erst ein Jahr später, Ende März 1939 kam der Eingriff des Staates, die Auflösung der Theologischen Schule durch die Geheime Staatspolizei. Darüber habe ich in meinem Jahresbericht für die Jahre 1945–47⁵ berichtet.

Auf diesen Bericht verweise ich auch für die Zeit des Neubeginns. In der Zwischenzeit fand ich meinen Platz im Bruderhaus Nazareth an der Seite von Pastor Tegtmeyer – das war gewissermaßen eine Vorbereitung auf die Arbeit, die 1949 in Kaiserswerth auf mich wartete. Im Sommer 1940 kam noch ein besonderer Dienst auf mich zu. Pastor Braune, der Leiter der Betheler Zweiganstalt Lobetal bei Bernau (Mark) war als Verfasser einer Denkschrift zur Frage der Euthanasie verhaftet. Pastor Fritz schickte mich zu seiner Vertretung nach Lobetal. Neben der Betreuung der Gemeinde hatte ich in einer Art Kurierdienst die Verbindung zwischen Bethel und Berlin zu pflegen, und bei dieser Gelegenheit lernte ich nun etwas mehr von den oben erwähnten Möglichkeiten Bodelschwinghs, persönliche Beziehungen für eine gute Sache einzusetzen. Wie weit sie in diesem Fall gewirkt haben, weiß ich nicht. Jedenfalls kam Pastor Braune am 31. 10. 1940 überraschend und ohne jede Auflage frei. Und die Euthanasie-Aktion wurde stillschweigend abgebrochen, freilich nur, um in anderer Form in den Vergasungslagern des Ostens ihre Triumphe zu feiern. – Im September 1943 wurde ich zum Militärdienst eingezogen. Pastor Fritz half, daß ich zu den Sanitätern versetzt wurde und so meinen Dienst im

Rahmen des Betheler Reservelazaretts tun konnte. So blieb neben der Arbeit in der Schreibstube noch Zeit, ein wenig in Nazareth mitzuarbeiten, auch die Korrespondenz mit unseren Studenten im Feld weiterzuführen.

Und dann kam der Neuanfang. Pastor von Bodelschwingh hatte immer daran festgehalten: es geht weiter! Sofort nach Kriegsende war es eine seiner ersten Aufgaben, für die Wiedereröffnung der Schule die Wege zu ebnen. So konnten wir das Wintersemester 1945/6 mit 100 Studenten beginnen. Aus dem alten Kreis der Dozenten kamen Brandt, Schlink und Bornkamm – anstelle von Hertrich, den Hamburg nicht mehr losließ, kam Hellmuth Frey. Eine große Bereicherung war es, als Herbert Girgensohn zum Wintersemester 1946/7 zu uns kam. Ich war mit ihm schon vor dem Kriege in der Zusammenarbeit als Herausgeber der Monatsschrift für Pastoraltheologie verbunden. Für viele unserer Studenten ist er nicht nur der geschätzte Lehrer, sondern zugleich der Seelsorger und geistliche Vater geworden. Für mich war es eine schwierige Aufgabe, aus der Fülle der Bewerbungen um Aufnahme die rechte Auswahl zu treffen, doppelt schwierig, weil dabei zugleich die Fragebogen der Entnazifizierungsbehörde geprüft werden mußten. Bevorzugt mußten die aus dem Krieg zurückgekehrten Soldaten aufgenommen werden. Geistig ausgehungert, voller Lernbereitschaft, zugleich durch schwere Erfahrungen gereift, gaben sie dieser Nachkriegsstudentenschaft das Gesicht.

Eng war die Verbundenheit der Theologischen Schule mit der neugebildeten Kirchenleitung. Die theologischen Prüfungen fanden in Bethel statt, unter Vorsitz von Superintendent Kunst, dem späteren Beauftragten der EKD bei der Regierung in Bonn – es wurde ernsthaft geprüft, aber alles verlief in einer geradezu brüderlichen Atmosphäre. Weniger gern denke ich an das mir von der Kirchenleitung übertragene Amt des Vorsitzes in einem Ausschuß zur Wiederherstellung eines an Schrift und Bekenntnis gebundenen Pfarrerstandes. Über fünfzig deutsch-christliche Pfarrer mußten sich fragen lassen, ob sie ihren Irrtum einsähen und bereit seien, ihren Dienst in der Bindung an die Theologische Erklärung von Barmen zu tun. Für die meisten war das keine Schwierigkeit, aber imponiert haben mir die wenigen, die sich zu ihrem bisherigen Weg bekannten und die Konsequenzen auf sich nahmen. Sie konnten nicht so schnell und leicht umschalten, aber manch einer hat dann durch ernsthaftes Studieren und Besinnen den Weg zu einem guten Dienst in der westfälischen

Kirche gefunden. Ob das Verfahren damals trotz aller Weitherzigkeit nicht doch noch zu formal und gesetzlich war?

Als ich Anfang April 1949 gerade von der Immatrikulation der neu eintretenden Studenten kam, suchte mich eine Abordnung aus der Diakonissenanstalt Kaiserswerth auf mit der Frage, ob ich bereit sei, als Nachfolger von Pastor von Lüttichau die Leitung des dortigen Werkes zu übernehmen. Der Ruf traf mich völlig unerwartet. Es war eine schwere Entscheidung, bis ich ihm folgte. Die Umstellung war groß. Und doch waren die Bethel-Erfahrungen eine gute Vorbereitung für das neue Amt.

Die Jahrbücher der Kirchlichen Hochschule Bethel tragen in ihrer neuen Folge den Titel: Wort und Dienst. Beides gehört zusammen. Mögen die Akzente verschieden verteilt sein, in beiden geht es um die *communio sanctorum*, um den Auftrag und die Verheißung für ihren Dienst in der Welt. Und hier wie dort steht die Arbeit unter dem Leitwort, das Vater Bodelschwingh der Theologischen Schule bei ihrer Gründung mitgab: „Ihr werdet mit Freude Wasser schöpfen aus den Heilsbrunnen“ (Jes. 12,3).

vgl. Ideen

¹ Wilhelm Brandt, Jahresbericht 1932/33, in: Jahrbuch der Theologischen Schule Bethel 4, 1933, passim.

² Nachrichten aus dem Bethel-Studenten-Bund 1937,4.

³ Beilage des „Aufwärts“, Bethel 21. 6. 1934.

⁴ Vgl. dazu auch Johannes Schlingensiepen, Widerstand und verborgene Schuld, S. 52ff. Das dort genannte Datum 1936 muß allerdings korrigiert werden.

⁵ Wort und Dienst NF 1, 1948, S. 116.

Ziel und Weg der Theologischen Schule 1905–1955

Alfred Adam

Auf dem Wittenberger Kirchentage hatte Wichern von der Kirche die Erklärung verlangt: „Die Liebe gehört mir wie der Glaube!“ Ein halbes Jahrhundert später ließ Friedrich von Bodelschwingh im Namen der Kirche, die das Wort Wicherns aufgenommen und in der freien Liebesarbeit verwirklicht hat, den Ruf ergehen: Die Theologie gehört mir wie die Tat der Liebe!

Ziel und Weg der Theologischen Schule sind von hier aus bestimmt. Bodelschwingh sah sich von einer tiefen Not zu dieser seiner Forderung getrieben: der Not, daß eine selbstherrliche liberale Theologie in zunehmendem Maße – ich gebrauche seine eigenen Worte – einen schrankenlosen Subjektivismus an die Stelle der großen Tatsachen des Heils setzte.

Wicherns Aufruf hatte willige Herzen gefunden; Bodelschwinghs Forderung dagegen stieß auf den Widerstand staatlicher und kirchlicher Stellen, denn er verlangte ein Umdenken altgewohnter Vorstellungen. Zwar wurzelte sein Vorstoß in einer allgemein gefühlten Notwendigkeit und erhielt von vielen Seiten begeisterte Zustimmung; aber sogar das kirchliche Selbständigkeitsbewußtsein, wie es sich in Westfalen und Rheinland herausgebildet hatte, reichte nicht aus, dem neuen Vorschlag zu einer Verwirklichung zu verhelfen.

Bodelschwingh hatte seine Gedanken zuerst auf der Preußischen Generalsynode, die im Oktober und November 1894 zu Berlin tagte, entwickeln wollen. Er sollte als Sprecher seiner Gruppe, der konfessionellen Rechten, den Antrag begründen: „Der hochwürdige Evangelische Oberkirchenrat wolle bei dem Herrn Minister dahin wirken, daß an jeder theologischen Fakultät für genügende Vertretung des kirchlichen Bekenntnisses gesorgt werde.“ Doch Bodelschwingh konnte seine vorbereitete Rede nicht halten, da die Synode absichtlich vor der Behandlung des Gegenstandes geschlossen wurde. Bodelschwingh war aber nicht der Mann, der einmal gefaßte Pläne fallen ließ. Er trat mit seinem neuen Vorschlag im Januar 1895 vor die Bielefelder Pfarrkonferenz und im Februar des gleichen Jahres vor die kirchliche Öffentlichkeit. War bis dahin in kirchlichen Kreisen der Gedanke erwogen

worden, nach dem Muster von Basel an jeder theologischen Fakultät die Vertretung des kirchlichen Bekenntnisses einzelnen Persönlichkeiten aufzutragen, so schlug Bodelschwingh jetzt vor, eine eigene Institution zu errichten, an der das Ziel einer schriftgemäßen, kirchlichen Theologie durch die Berufung der rechten Männer erreicht werden könnte; als mögliche Orte für diese „kirchliche theologische Hochschule“ (unter anderen Bezeichnungen hat er damals auch diese geprägt) nannte er zunächst Gütersloh oder Herford, später Münster oder Bethel.

Die Schule kam 1895 nicht zustande, da Bodelschwingh die Widerstände unterschätzt hatte. Zehn Jahre nach der Entstehung des ersten Gedankens aber überraschte Bodelschwingh seine Hörer bei der Theologischen Woche mit der Ankündigung, „jüngste Zionstochter“ werde die „freie Hochschule“; er erklärte: „Meine lieben Freunde, Sie sind im Irrtum, wenn Sie der Meinung sind, daß ich Sie um Rat fragen wollte.“ Sein Entschluß war gefaßt, und die Schule wurde zum 15. Oktober 1905 errichtet. Sie war nicht als Gegensatz zu den theologischen Fakultäten gedacht, sondern als ihre zugleich bescheidene und bewußte Ergänzung. Bodelschwingh fühlte mit der Sicherheit seines inneren Urteils, daß die Fakultäten ein Teilstück des staatskirchlich-landeskirchlichen Systems waren mit seinem behördenmäßig autoritativen Charakter; sein neuer Vorschlag bedeutete für die theologische Ausbildung das Wirksamwerden der gleichen Ergänzung, die von den Kräften der „Innere Mission“ genannten Bewegung dem Körper der Landeskirchen zugeströmt war. In kirchengeschichtlicher Sicht ist der Gedanke Bodelschwinghs als die Bewußtwerdung einer inneren Notwendigkeit der Kirche auf der gegenwärtigen Stufe ihres Weges durch die Zeit zu beurteilen. Ich zitiere eine Stelle aus seiner Denkschrift vom Februar 1895: „Die streitende Kirche kann nicht bestehen ohne heißen Kampf und große Nöte, und am allerwenigsten kann sie es vertragen, wenn sie durch die Hand des Staates in einer äußerlichen Herrschaft geschützt und erhalten wird. Wir verlangen nichts weniger als von oben herab kommandierte exklusive Erziehungsstätten der Orthodoxie, als geistliche Dampfdrehmaschinen, auf denen man mit Hochdruck durch Hilfe des Staates gläubige Pastoren zurechtdreheln will. Aber wir dürfen auch keine stummen Hunde sein, wir müssen unsere geistlichen Waffen scharf und klar halten, wir dürfen unsere studierende Jugend nicht feige den verneinenden Geistern preisgeben.“

Worin bestand nun das oberste Ziel, das Bodelschwingh dem Unterricht der Schule stellte? Es war die glaubensmäßige Auslegung der Heiligen Schrift: Grundlage der Forschung habe der lebendige Glaube an die Tatsachen des Heils zu sein, wie es der Kirche als göttlicher Stiftung entspreche. Diese Norm einer analogia fidei dachte er sich nicht etwa in der blinden Hinnahme des überlieferten Buchstabens verwirklicht, sondern er bejahte eine gesunde Bibelkritik, die sich auf den Umstand gründete, daß Gott menschliche und darum auch sündige und fehlerhafte Werkzeuge bei der Abfassung der heiligen Schriften benutzt hat. Anstatt des breiten Grabens, wie er sich damals zwischen der theologischen Wissenschaft und dem Glauben der Kirche aufgetan hatte, sollte im Unterricht der Theologischen Schule eine begehbare Brücke zwischen Forschung und Verkündigung gebaut werden.

Lassen Sie mich das unter Nennung weniger Namen an einigen Beispielen aus den verflossenen fünf Jahrzehnten aufzeigen!

Die Gestalt der beiden Männer, die Bodelschwingh als die ersten Lehrer berief, zeigte, wie die Grundsätze gemeint waren. Mit Samuel Jaeger und Walter Käbler zog die Theologie Martin Käblers in die Schule ein. Der biblische Realismus seiner Rechtfertigungstheologie bildete die gestaltende Mitte, in bewußter Ablehnung der Ritschl'schen Theologie. Bei diesem Anfang fand sich Bodelschwingh bestätigt in seinem entschlossenen Willen, nicht zuzulassen, daß die Heilige Schrift aufgespalten werde in ein wissenschaftliches Textbuch, das allen kritischen Versuchen preisgegeben war, und ein unkritisch gelesenes Predigtbuch, das dann willkürlich ausgelegt wurde. Die Mitarbeit Adolf Schlatters auf den Theologischen Wochen zeigte, was die Bejahung einer „gesunden Bibelkritik“ besagte, daß nämlich die kritisch-wissenschaftliche Tätigkeit dienenden und nicht herrschenden Charakter zu tragen habe.

Es ist keine Frage, daß Samuel Jaeger, der die Theologische Schule bis 1927 leitete, durch die „bildungsvolle Einfalt“ seines „kräftigen Zeugnisses“, wie Martin Käbler seine Art kennzeichnete, einen großen Einfluß ausgeübt hat. Von einer theozentrischen Dogmatik aus durchstreifte er in freigewählter Thematik das weite Feld der Kirchen- und Weltgeschichte und rückte alles unter das Licht des Wortes Gottes; er vermittelte auf diese Weise seinen Hörern eine Aufgeschlossenheit vom Worte der Bibel aus, die sie befähigte, in gleicher Weite zu predigen. Es wird gesagt werden dürfen, daß die Gesamtlinie Jaegers, weil

sie eine Verwirklichung der Gedanken Bodelschwinghs bedeutete, auch späterhin die Eigenart nicht nur des systematischen Unterrichtes bei uns bestimmt hat. Dabei sei insbesondere der Tätigkeit von Edmund Schlink gedacht.

Der neutestamentliche Unterricht des Anfangs war gekennzeichnet durch den leidenschaftlichen Wahrheitsernst, den der Sohn Martin Käblers dem biblischen Zeugnis entgegenbrachte. Gottlob Schrenk führte diese Linie fort und nahm ein zweites Thema Käblers hinzu, indem er die Wirkung der Bibel in der Geschichte der Kirche aufzeigte; er tat das an dem Punkt, wo sich die Anfänge der heilsgeschichtlichen Betrachtungsweise gestalteten. Die Nachfolger sind diesen Weg in der theologischen Aufschließung biblischer Begriffe weiter gegangen; es sei an Theodor Schlatter und Günther Bornkamm erinnert. Der Wille des Gründers ist festgehalten worden, das Neue Testament als Einheit zu lesen: als geschichtliche Urkunde und Heilige Schrift in einem.

Der alttestamentliche Unterricht war zunächst Samuel Jaeger anvertraut, bis er im Jahre 1907 durch Theodor Oestreicher übernommen wurde. Oestreicher brachte als neuen Zug die Pflege der Sprachen mit, die als Vorhofsarbeit des Schriftverständnisses fortan eine feste Stelle im Lehrplan der Schule hatten. Es war seine Absicht, die Urkunden in ihrem geschichtlichen Sinne von der Sprache her zu verstehen und dann nachsinnend die Stimme Gottes in seinem Wort aus ihnen zu vernehmen. So vermochte er seinen Schülern eine bleibende Liebe zum hebräischen Alten Testament zu vermitteln. Von dem gleichen Willen, nur in leidenschaftlicherer Form, war sein Nachfolger Wilhelm Vischer beseelt; er pries die Menschwerdung des ewigen Wortes als das Wunder der Bibel, bejahte dabei aber ebenso stark die kritische Forschung: die Bibelworte seien Windel und Krippe, nicht Christus selbst. Sein Anliegen, Christus im Alten Testament zu finden, bewegte auch seinen Nachfolger Volkmar Hertrich und ist als Aufgabe bis heute bei uns bejaht.

Der Lieblingswunsch Bodelschwinghs, daß an der Theologischen Schule auch die Missionswissenschaft eine Stätte haben möchte, erfüllte sich zu seinen Lebzeiten nur in den Stunden, die er selber hielt. Im Jahre 1912 aber gelang es, Johannes Warneck zu berufen, dem Ernst Johanssen und Gottfried Simon folgten. Sie alle brachten zweierlei mit: die genaue Kenntnis einer heidnischen Religion – der Batak, der Bantu, des Islam – und dazu den Schatz der Erfahrungen

ihres Missionslebens. Die lebendig gewonnene Überzeugung, daß die Überlegenheit des Christentums nur an der Mission zu erweisen sei, war der Grundzug ihres Wirkens.

Von großer Bedeutung war es, daß als praktischer Theologe Walter Michaelis gerufen wurde. Er, den schon Bodelschwingh für die Schule hatte gewinnen wollen, stellte in seiner Person als Leiter des Gnadauer Verbandes der deutschen Gemeinschaften die Einheit von biblischer Nüchternheit und warmherziger Erweckungsfrömmigkeit dar, wie sie Bodelschwingh wieder in anderer Weise selber verkörperte und allen Studierenden wünschte. Georg Merz brachte die Ergänzung dazu: schrift- und weltkundig zugleich, zeigte er die Möglichkeit kirchlichen Christentums mitten im Strom der Zeit.

Aus dem Unterricht in der Kirchengeschichte, der erst 1927 voll in den Lehrplan aufgenommen wurde, sei ein Thema herausgehoben, das Robert Frick aufgegriffen hat: die Untersuchung der Geschichte der Schriftauslegung von den Anfängen der Kirche bis zur Gegenwart. Die Arbeit an dieser Aufgabe soll nicht aus dem Auge verloren werden.

Neben den theologischen Hauptfächern und den Sprachkursen hat stets eine Reihe anderer Veranstaltungen gestanden, je nach den wechselnden Anforderungen der Zeit. Genannt sei die Bekanntmachung mit den Problemen des philosophischen Denkens, die heute gesteigerte Bedeutung gewonnen hat, so daß sie in Zukunft von einem hauptamtlichen Fachvertreter geleistet werden wird. Zur praktischen Theologie gehören als Ergänzung die liturgischen und kirchenmusikalischen Stunden, ebenso die Einführung in die Zusammenhänge von Psychiatrie und Seelsorge. Die mannigfaltige Thematik der Abendvorträge bringt uns, was dem Theologen heute nicht erlassen werden kann, die Auseinandersetzung mit anderen Geistesgebieten.

So hat sich aus dem bescheidenen Saatkorn des Anfangs ein großer Baum entfaltet. Aber nur dann – erlauben Sie mir das Gleichnis –, nur dann bringt sein Rauschen dem Wanderer Erquickung, wenn der Geist Gottes die Blätter bewegt.

Die geschichtliche Gestalt der Theologischen Schule wäre unzureichend beschrieben, wenn die Frage übergangen würde, wie es um ihre Bekenntnisbindung steht. Auch hier hat die Person des Gründers das entscheidende Wort gesprochen, dem die Entwicklung der Schule gefolgt ist.

Bodelschwingh selbst war bewußter Lutheraner, der die Augsburger Konfession liebte und die lutherischen Bekenntnisschriften insge-

samt als schriftgemäße weitherzige und gründliche Darstellung des Glaubens verehrte. Aber in der Praxis brauchte er den Namen „lutherisch“ nicht, wollte ein weites Herz behalten und lehnte es mit ausdrücklichen Worten ab, in der Theologischen Schule eine „exklusive Hochburg starrer lutherischer Orthodoxie“ zu bauen. Genau so handhabte er es z. B. im Katechismusunterricht der Schwestern, wo er oft zu jedem Lehrstück lediglich eine Zusammenstellung von längeren Bibelstellen nachlesen ließ, ohne stets den Kleinen Katechismus Luthers zu gebrauchen. Heilige Schrift, Augustana, lebendige Gemeinde: das waren seine Leitsterne.

Sie sind auch für die Theologische Schule maßgebend geblieben. Eine formale Bekenntnisbindung in Gestalt einer besonderen Verpflichtung ist weder zu Anfang noch im Laufe der Entwicklung eingeführt worden; ein neuer Berufener Lehrer wird lediglich an sein Ordinationsgelübde erinnert. Daher konnten stets die verschiedenen konfessionellen Richtungen vertreten sein. Als Beispiel seien die Verhältnisse des Anfangs genannt: Jaeger war reformiert, Kähler lutherisch und Oesterreicher uniert. Bodelschwingh fragte nicht danach; alles aber lag ihm daran, daß Herzensfrömmigkeit vorhanden war. Die notwendige Bindung des einzelnen sah er in einer lebendigen Verwurzelung und Einsenkung in die wirkliche Gemeinde, die lutherische Zionsgemeinde. Dieses Ziel ist im bisherigen Verlauf der Geschichte bei uns festgehalten worden. Es ist eine Art der Bindung entstanden, die das Gepräge der Freiheit hat: Indem die Gemeinde das Geschehen in der Theologischen Schule mit dem Herzen trägt, ist sie mitgestaltend unsichtbar daran beteiligt, und indem Lehrer und Schüler in das Ganze einer dienenden, leidenden Gemeinde eingefügt sind, fühlen sie die lebendige Begrenzung, die den Gedanken gesetzt ist. Eine wesensnotwendige Folgerung aber ist die Brüderlichkeit als inneres Band des Dozentenkreises, die Betonung der gemeinschaftlichen Aufgabe anstelle des wissenschaftlichen Konkurrenzkampfes der einzelnen. Daraus ergibt sich ein stärkeres Zurücktreten der einzelnen Persönlichkeit hinter der Einbettung in das Ganze. In der Tat, wenn frühere Schüler darüber berichten, was ihnen ihr Studium in Bethel bedeutet hat, so betonen sie stets die Wirkung der Einheit, die „Theologische Schule Bethel“ heißt. Der Abstand zwischen Forschung und Leben der Kirche ist hier verringert, ja auf eine fruchtbare Art neu bestimmt, so daß die Freiheit von Lehre und Forschung sich im lebendigen Wechselspiel der Vorbedingungen entfalten kann.

21.
In der Zeit des Kirchenkampfes hat sich diese Freiheit als so stark im Wesen der Kirche wurzelnd erwiesen, daß eine Staatsführung, die eine selbständige Kirche nicht dulden wollte, sich zur Schließung der Theologischen Schule gezwungen crachtete. Dieses Ereignis muß als die geschichtliche Bestätigung des Weges der Schule angesehen werden.

Dabei schließt diese Freiheit keineswegs die rechte Einordnung in die verfaßte Gestalt des kirchlichen und staatlichen Lebens aus. Daß die Leitung der Kirche bei der Einführung neuer Lehrer mitwirkt, indem sie die vom Kuratorium ausgesprochene Berufung bestätigt, ist für eine Kirchliche Hochschule selbstverständlich. Daß auch die Staatsregierung beteiligt wird, wie es seit Anfang dieses Jahres in der Form der Mitteilung neuer Berufungen an den Kultusminister geschieht, liegt ebenfalls in der Linie, die Bodelschwingh selbst zeichnete, wenn er die Bestätigung der Lehrer durch den König als den obersten Landesbischof wünschte.

Als Wesenszug, der die begründenden Gedanken, den geschichtlichen Anfang und die seitherige Entwicklung der Theologischen Schule gleichmäßig bestimmt, hebt sich das Streben nach der freien Einheit von theologischem Forschen und kirchlichem Handeln heraus. Fritz von Bodelschwingh hat es 1929 mit seinem haltenden und tragenden Herzen, das die Saat des Anfangs zum Segen der Zukunft zu leiten sich mühte, so ausgedrückt: „Mein Vater hoffte, daß beides sich hier zu einer untrennbaren Einheit verbinden würde: das Forschen in Christi Lebenswort und das Dienen in Christi Liebeskraft.“ Und Adolf Schlatter faßte den gleichen Gedanken bei der 25jährigen Jubelfeier in den Wunsch zusammen, daß die Verbundenheit von Forschung und Verkündigung das Merkmal der Schule bleibe und diese Verbundenheit die Studierenden so zu Forschern machen möge, daß sie Verkündiger würden.

Der Wunsch von damals ist unser Wille von heute. Damit der Wille aber lebengestaltende Kraft werde, dazu bedürfen wir der segnenden Hand Gottes, heute und morgen.

abgedruckt aus: Wort und Dienst 4, 1955, S. 9–14

Die Kirchliche Hochschule Bethel – Überlegungen zu ihrem Weg von 1945–1980

Gerhard Ruhbach

In seinem Jahresbericht stellt Wilhelm Brandt 1936 fest: „Im Rückblick wundere ich mich selbst, wie genau der jeweiligen Lage unserer Kirche das Gesicht unserer Studentenschaft und die Erlebnisse des Semesters entsprachen“. Diese Beobachtung gilt in überraschender Weise auch für die weitere Geschichte der Hochschule vor und nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Bezogenheit einer kleinen Institution, wie sie die Kirchliche Hochschule war und ist, auf den Lauf und die Wirren der Kirchen- und Weltgeschichte als ganzer fällt immer wieder ins Auge und weist alle in Schranken, die der Hochschule eine Insel-Existenz im Getriebe der Welt nachsagen möchten. Dieser Rückblick will auf solche Interdependenzen hinweisen, darüber hinaus das Besondere innerhalb des Allgemeinen herausfinden und in gebotener Vorsicht eine Beurteilung des zurückgelegten Weges versuchen.

Mit einem gewissen Recht läßt sich die Geschichte der Hochschule nach den drei Vierteljahrhunderten periodisieren, die inzwischen durchschritten sind. 1905–1930 war die Phase des Aufbruchs und Aufbaues, die mit einer echten Stabilisierung abschloß. Die Überlegungen, die Friedrich von Bodelschwingh und Theodor Schlatter anläßlich des 25. Jubiläums vorgelegt haben,² geben dem ebenso deutlich Ausdruck wie die Begründung eines Jahrbuches, das von 1930 bis zur Schließung der Hochschule 1939 jährlich und seit 1948 in regelmäßigem, meist zweijährigem Abstand erscheinen konnte.

Zwischen 1930 und 1955 liegt die Phase der Konsolidierung und Bewährung des Erreichten. Die letzten Jahre der Weimarer Republik, die nationalsozialistische Ära, der Zweite Weltkrieg und die Jahre des Neuanfangs boten Gelegenheit genug zu zeigen, wieviel innere Prägung, äußere Geschlossenheit und Widerstandskraft die Theologische Schule inzwischen erworben hatte. Die sechs Jahre der zwangsweisen Schließung von 1939 bis 1945 gehören durchaus zur Hochschulgeschichte dazu, weil das Kuratorium den Akt staatlicher Willkür nie akzeptiert hat, weil die Dozenten in der Mehrzahl nur beurlaubt

andere Tätigkeiten während der Zwangspause wahrnahmen und nach dem Zusammenbruch sogleich wieder zur Verfügung standen und weil der Krieg wohl auch ohne Schließung die Unterbrechung des Studienbetriebes gebracht hätte. Selbst wenn das Jahrbuch 1948 als Neue Folge unter dem Titel „Wort und Dienst“ neu einsetzt und damit den Gedanken nahelegt, wirklich Neues hätte begonnen, so hat sich in den Nachkriegsjahren die Kontinuität mit der Tradition als sehr viel stärker erwiesen als der sogenannte Neuanfang.

Mit dem 50. Jubiläum zeichnet sich ein Einschnitt ab, der freilich nicht abrupt beginnt und hier nur mit einigen Hinweisen angedeutet werden kann. Besonders fällt der Wandel in der „Infrastruktur“ ins Auge. Seit 1955 werden die Dozenten zu Professoren und Lehrstuhlinhabern, und der „Leiter der Theologischen Schule“ wird „Rektor“. Mit dem Jahrbuch und dem Vorlesungsverzeichnis 1967 tritt erstmals hinter den Namen „Theologische Schule Bethel“ der Klammerzusatz „Kirchliche Hochschule“. Seit 1970, also mit dem Inkrafttreten der neuen Satzung, ist „Kirchliche Hochschule Bethel“ zur einzigen Bezeichnung geworden. Sie wird allerdings nicht im Bruch mit der Tradition, sondern eher als Analogie zu den anderen Kirchlichen Hochschulen gewählt, sie hebt allerdings bewußt den Hochschulcharakter gegenüber der mißverständlichen, oft genug mißverstandenen und dem Gründer 1905 nur aufgezwungenen Bezeichnung „Schule“³ hervor. 1974 wird die Kirchliche Hochschule auf Antrag des Rektors der Universität Bielefeld vollgültiges Mitglied mit Sitz und Stimme im Plenum der Westdeutschen Rektorenkonferenz. All das unterstreicht den Hochschulcharakter und macht die Vergleichbarkeit mit anderen akademischen Institutionen deutlich. Die Verleihung des Promotions- und Habilitationsrechtes an die Kirchliche Hochschule durch den Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen im Jahr 1979 bringt diese Entwicklung zu einem vorläufigen Abschluß.

Sicherlich ist jede Phase mehr oder weniger organisch aus der vorangehenden herausgewachsen. Von Brüchen kann nicht die Rede sein, freilich auch nicht von nahtlosen Entwicklungen. Zu sehr wird eine Institution immer von Menschen bestimmt, die in ihr leben, arbeiten und ihre Vorstellungen zur Geltung bringen. Oft genug spielt auch der Zeitraum eine Rolle, innerhalb dessen jemand an ein- und derselben Stätte weilt und wirkt. Von den ersten vier Dozenten sind immerhin drei nahezu 20 Jahre an der Hochschule geblieben (Jaeger 22, Oestreicher 20, Simon 19 Jahre), während die Verweildauer der

Professoren innerhalb der letzten 15 Jahre in Bethel durchschnittlich nicht länger als 5–8 Jahre betrug. Hinzu kommt, daß in der Anfangszeit das Kollegium sehr klein und damit die Prägekraft des einzelnen sehr beträchtlich war. Heute hat die Hochschulkonferenz über 20 stimmberechtigte Mitglieder (Dozenten, wissenschaftliche Mitarbeiter, Assistenten, Studenten, nichtwissenschaftliche Mitarbeiter); sie ist das einzige Entscheidungsgremium für fast alle hochschulinternen Fragen, und der Rektor hat nur eine Stimme wie alle anderen. Kein Wunder, daß die Diffusität und Flexibilität von Entscheidungsvorgängen sehr viel größer als früher geworden ist.

Am Rande sei darauf verwiesen, daß Samuel Jaeger nach seiner Berufung 1905 sein Leben lang „Leiter der Theologischen Schule“ war, daß nach seinem Tod das Amt des Leiters alle drei Jahre wechselte und daß das neu geschaffene Rektorat nach 1955 zunächst zwei Jahre, ab 1961 nur ein Jahr lang wahrgenommen wurde. Bedenkt man also, daß etwa Jaeger und Brandt viele Jahre die Geschicke der Theologischen Schule leiteten – und das in einer Zeit, in der Gestaltungsmöglichkeiten nach innen viel mehr Zeit und Kraft zur Verfügung stand als heute – während seit fast 20 Jahren ein Rektorat gerade 12 Monate lang durchgestanden wird, so liegt auf der Hand wie sich die Einflußmöglichkeiten von Rektor und Kollegium vermindert haben und wie viele in sich unterschiedliche und zum Teil gegenläufige Kräfte die Hochschule gegenwärtig im Vergleich zu früher mitgestalten.

Wieviel unübersichtlicher und pluraler ist allerdings die allgemeine und kirchliche Wetterlage während der letzten 25 Jahre gegenüber den Zeiten davor geworden! Zu Ausgang der Weimarer Republik war zwar überaus unklar, wie sich die politische und ökonomische Konstellation im Reich entwickeln würde, aber die Situation Bethels wie die der Theologischen Schule erschien durchaus als gefestigt, wie etwa das Jubiläum von 1930 zeigt. Das Urteil des Gründers der Hochschule hat sich bestätigt, Bethel sei stabiler als der preußische Staat. Mit der Machtergreifung Hitlers trat zwar eine kurze Zeit der Unsicherheit ein – wie auf allen Ebenen von Kirche und Gesellschaft. Die Jahresberichte 1932/33 und 1933/34⁴ sind aufschlußreiche Dokumente dafür, wie die damalige Aversion gegen den Parlamentarismus⁵ und die Bejahung des Führerprinzips sich mit den Hoffnungen verbanden, die man dem neuen Staat weithin entgegenbrachte.⁷ Bis in die Sprache dieser Berichte hinein wirkte sich die neue Ära aus.

211.

Vergleicht man jedoch den, aufs ganze gesehen, nüchternen und nur durch die Nebentöne bemerkenswerten Bericht Wilhelm Brandts mit gleichzeitigen Äußerungen auch der kirchlichen Presse dem nationalsozialistischen Staat gegenüber, so fällt die Zurückhaltung des Betheler Theologen durchaus auf. Man darf nicht übersehen, daß der Weiterbestand der Theologischen Schule, die Anerkennung der in Bethel verbrachten Semester durch die Behörden und die Berechtigung, in Bethel überhaupt zu studieren, weitgehend davon abhing, ob die Leitung der Theologischen Schule zu einem gewissen Entgegenkommen im äußeren Bereich, z. B. im Sprachgebaren, bereit war. Von daher ist die Übernahme des „deutschen Grußes“, die Umwandlung der Studentenheime in „Kameradschaftshäuser“, der Hausgemeinschaften in „Wohnkameradschaften“ und die Eingliederung der studentischen Sportveranstaltungen unter dem Titel „Wehrsport“ in die SA-Formationen Bielefelds aus der Situation heraus zu begreifen. Am auffälligsten für den heutigen Betrachter ist allerdings, daß solche Maßnahmen offenbar ohne kritisches Befragen, ohne reservatio theologica, jedenfalls nach außen hin, ergriffen wurden. Allerdings hatte der totale Staat 1933 sein wahres Gesicht noch nicht gezeigt, und es fehlte auch, nicht nur in Bethel, jede Erfahrung, um sich auf die neue Wirklichkeit einzustellen. Aber die Anfälligkeit der Kirche gegenüber Bedrohungen von außen, die Unsicherheit gegenüber der nach 1918 gewonnenen Freiheit der Kirche und die Unklarheit in der Ekklesiologie⁸ ist unübersehbar; all das wirkte sich 1933 auch auf den Kurs der Theologischen Schule Bethel aus.

212.

Trotzdem war diese Zeit des Schwankens nur eine Episode. Bereits mit dem Wintersemester 1934/35 war die Phase der Unsicherheit wieder und endgültig vorbei. Die Vorgänge um die Entlassung Wilhelm Vischers⁹ zeigen, wie geschlossen Dozentenkollegium, Anstaltsleitung und Studentenschaft optiert haben und wie dieser Vorfall – anders als von der Partei gewünscht – eher zur Solidarisierung als zur Spaltung der Hochschule und ihrer Angehörigen führte.¹⁰ Offenbar haben auch die Entscheidungen der Barmer Bekenntnissynode im Mai 1934 klärend gewirkt und das Kollegium bereits im Sommersemester 1934 oder spätestens in den sich anschließenden Ferien dazu bewogen, sich ganz auf die Seite der Bekenntenden Kirche zu stellen. So wurde noch vor Beginn des Wintersemesters 1934/35 den Studenten mitgeteilt „daß sie in der kommenden kirchlichen Auseinandersetzung die Theologische Schule geschlossen an der Seite der bekennenden Kirche

finden würden“.¹¹ Zwar wurde den Studenten die Möglichkeit gegeben, ihre Anmeldung zurückzuziehen, aber nur fünf von 177 machten davon Gebrauch, ein sprechendes Indiz für die Grundeinstellung der Hochschule als ganzer zur kirchenpolitischen Situation der Zeit. Fortan war und blieb der Kurs völlig klar, die Neuberufungen von Volkmar Hertrich, Edmund Schlink und Günther Bornkamm, die sämtlich zur Bekenntenden Kirche gehörten, belegen dies deutlich.

Am 23. 3. 1939, kurz vor Beginn des Sommersemesters, mußte die Theologische Schule auf Anordnung der Geheimen Staatspolizei ihren Lehrbetrieb einstellen. Schon damals erklärte Friedrich von Bodelschwingh als Anstaltsleiter und Kuratoriumsvorsitzender, „daß die Schließung der Schule kein Ende bedeute, sondern nur eine Pause, auf die ein neuer Anfang folgen werde“.¹² Die Sympathiekundgebungen auf diesen staatlichen Eingriff waren mannigfach und beluchten die Anerkennung, deren sich die Theologische Schule in der kirchlichen und akademischen Öffentlichkeit längst erfreute.¹³

Hat schon in den zwanziger Jahren der Bethel-Studenten-Bund viele „Ehemalige“ gesammelt und mit der Theologischen Schule in Verbindung gehalten, so war die Zeit zwischen 1934 und 1939 in besonderer Weise gekennzeichnet durch die Gemeinsamkeit des Glaubens und Lebens, Lehrens und Lernens. Ohne die Kirchenkampfszeit idealisieren zu wollen, die Neuorientierung am Evangelium und die Besinnung auf das Bekenntnis und seine Verbindlichkeit hatten eine klärende und befreiende Kraft, wie sie auch die Theologie lange Zeit nicht erfahren hatte. Der Zusammenhang von Theologie und Kirche war unübersehbar geworden, und die Kirchlichen Hochschulen, die mittlerweile auch in Berlin und Wuppertal eingerichtet waren, wurden ganz natürlich zum Sammelbecken dieser Erneuerung. Die Theologische Schule Bethel, die in ihrer Gründungszeit nur von einem Teil der Kirche zögernd bejaht, von einem größeren jedoch leidenschaftlich abgelehnt wurde, erwies sich nun als Modell für weitere Gründungen und als lebensnotwendige Einrichtung für die Kirche als ganze. Daß es auch nach dem Zusammenbruch noch zur Einrichtung von zwei neuen Kirchlichen Hochschulen kam, in Hamburg und Neuendettelsau, verdeutlicht, daß sich Bodelschwinghs Alternative zur universitären Ausbildung nicht nur in Notlagen der Kirche bewährt hat.¹⁴

So war die Krisenzeit für die Theologische Schule eher eine Hochzeit, in der bei aller unterschiedlichen Herkunft und Lebensweise von Dozenten und Studenten eine große, gemeinsame Konzentration auf

die „Sache“ von Theologie und Kirche festzustellen war. In der Zeit der Schließung der Schule und dann während des Krieges blieb der Kontakt mit den früheren Studenten durch Rundbriefe erhalten, die zunächst Georg Merz und dann Robert Frick regelmäßig versandten. Über 150 Bethel-Studenten, fast ein Semesterjahrgang also, und zwei Assistenten sind aus dem Krieg nicht zurückgekehrt. Die Wunden, die das wahnwitzige Unternehmen Hitlers auch der Kirche zugefügt hat, werden durch diese Zahlen deutlich.

Schon im Herbst 1945 hat die Theologische Schule ihre Pforten wieder geöffnet und mit 124 Studenten den Lehrbetrieb begonnen. Zusammenbruch und Kapitulation waren gerade vorbei, als die Vorbereitungen dafür angingen. Die 1939 eingetretene Pause war zu Ende, und keinen Augenblick hat Fritz von Bodelschwingh gefragt, ob die Aufnahme des Lehrbetriebes nicht hinter anderen drängenden Aufgaben zurückstehen hätte. Mitten im ersten Semester, am 4. J. 1946, starb Pastor Fritz. Wäre der Neuanfang nicht bereits erfolgt gewesen, wer weiß, ob die neugebildete Anstaltsleitung nicht stärker gezögert und anderen Schwerpunkten in der Betheler Arbeit den Vorzug gegeben hätte. Nur wenige Jahre verstrichen, und alle Lehrstühle waren wieder besetzt. Nicht nur wegen der zerstörten und weitgehend dem Numerus clausus unterworfenen Universitäten hat die Theologische Schule für Studenten ihre Anziehungskraft behalten. Schien doch die theologische Arbeit in Bethel die Möglichkeit eines anders akzentuierten Studiums gegenüber der Universität zu bieten. Der Zusammenhang von Forschung und Verkündigung, wie ihn Theodor Schlatter beim 25. und Alfred Adam beim 50. Jubiläum ansprachen, stellte nicht nur die Kontinuante bis 1955 dar, sondern entsprach auch dem bewußten Willen der Hochschulmitglieder.¹⁵ So verlief auch das zweite Vierteljahrhundert Hochschulgeschichte unter gemeinsam bejahten Zielen und weithin gemeinsam vollzogener Praxis in Studium und Glauben.

Nach 1955 vollzog sich – nicht von heute auf morgen zwar, aber im Rückblick deutlich erkennbar – eine Öffnung der Hochschule im Sinn zunehmender Verwissenschaftlichung der Theologie und einer Angleichung an das übliche akademische Leben. Die in der bundesdeutschen Gesellschaft hervortretende Tendenz zur Pluralisierung des Lebens setzte sich in Bethel wie in der Theologischen Schule ebenfalls durch, wenngleich niemals besonders akzentuiert oder gar programmatisch vorgetragen. Zwei ins Auge fallende Aspekte seien angespro-

chen, bevor das Hochschulleben in seinen verschiedenen Bereichen beschrieben werden soll.

1. Die wissenschaftliche Theologie, wie sie auch anderenorts an Theologischen Fakultäten betrieben wurde, erhält nun einen stärkeren Akzent, als dies in den früheren Jahrzehnten der Fall war. Das heißt zwar keineswegs, daß in der Art wissenschaftlich-methodischen Arbeitens Neues hinzugetreten wäre. Im Sprachenstudium, in Einführungsseminaren und im normalen akademischen Lehrbetrieb wurden die Regeln der Zunft seit Jahrzehnten ebenso eingeübt und beachtet wie an einer Theologischen Fakultät. Aber bis etwa 1950 kamen die meisten Dozenten, auch wenn sie durch ihr Licentiat in der Regel zur akademischen Lehrtätigkeit berechtigt waren, aus dem Pfarramt und nicht von der Universität. Daß viele von ihnen ihr Lehramt in Bethel nach einiger Zeit wieder mit einem Pfarramt oder einer anderen kirchlichen Tätigkeit vertauschten, ist ein sprechendes Indiz für die Einschätzung der Lehrtätigkeit durch die Stelleninhaber selbst wie durch die kirchliche Öffentlichkeit. Seit 1955 ist jedoch kein Lehrstuhlinhaber, der Bethel verließ, anderswohin als an die Universität gegangen, und umgekehrt ist seit dieser Zeit kein Betheler Dozent in ein kirchliches Amt berufen worden. Sicherlich geht diese Entwicklung auch auf die Kirchenkampfszeit zurück, in der die Kirchlichen Hochschulen als die Theologischen Fakultäten der Bekennenden Kirche betrachtet wurden, vom Staat abgesetzte Privatdozenten hier lehrten und nach dem Krieg wieder an die Universität zurückgingen. Daß dies in Bethel und anderswo nicht als Bruch mit der Tradition empfunden wurde, hat seinen Grund sicherlich auch darin, daß Bodelschwingh von Beginn an nicht nur Studenten ausbilden wollte, sondern auch den Theologischen Fakultäten an der Universität im Bekenntnis der Kirche gegründete Dozenten anbieten wollte.¹⁶ Ab 1955 ist jeder Inhaber eines theologischen Lehrstuhls, die Praktologen in der Regel ausgenommen, als vorher habilitierter Privatdozent von der Universität an die Kirchliche Hochschule gekommen. Zwar bleibt die Ordination nach wie vor Voraussetzung für die Berufung, aber der Verzicht auf kirchliche Praxis und die Herkunft von der Universität, oft genug aus einer geprägten theologischen Schule heraus, mußte sich auswirken. 1952 hat das Betheler Kollegium auf Bitten der westfälischen Kirchenleitung eine gemeinsame Stellungnahme zu der von Rudolf Bultmann

vertretenen Entmythologisierung des Neuen Testaments abgegeben, die knapp und sachkundig, abgewogen und kritisch ausgefallen war.¹⁷ Schon wenige Jahre später wäre dieses Votum kaum mehr möglich gewesen. Die Auseinandersetzung zwischen Hellmuth Frey und Willi Marxsen sowie die Schwierigkeiten, die bei der Nachfolge Girgensohn auftraten, bekunden dies deutlich. Es wäre ein interessanter Versuch, ob es gegenwärtig gelänge, unser kleines und eher geschlossenes als auseinanderstrebendes Kollegium in einer ähnlich brisanten Frage, wie es damals die Entmythologisierung war, zu einem gemeinsam vertretenen Votum zu bringen.¹⁸ Jedenfalls ist die Individualität des Forschens, Lehrens und Verkündigens heute größer als früher und ihre Orientierung an Denk- und Handlungsmodellen der Universitätstheologie ebenso. Die anfangs beschriebene Akademisierung der Hochschule verstärkt diese Entwicklung und führt zu der Frage, ob sich etwa eine Kurskorrektur gegenüber der Gründungsintention eingestellt habe.

Hierauf ist mit einem deutlichen Nein zu antworten, weil sich die theologisch-kirchliche Gesamtsituation, wie sie zwischen 1900 und 1930 bestand, grundlegend geändert hat. Die liberale Theologie, gegen die Friedrich von Bodelschwingh die Theologische Schule gründete, war spätestens 1945 ebenso zu ihrem Ende gekommen wie alle Richtungen, die sich „positiv“ nannten. Auf Kanzeln und Kathedern wurde nach dem Zusammenbruch – als Folge der Kirchenkampferfahrungen – so evangeliumsgemäß gepredigt und gelehrt wie seit langem nicht. Damit hatten die Kirchlichen Hochschulen nach 1945 ihre bisherige Frontstellung verloren. Ihr besonderes Anliegen, reformatorische Theologie in kirchlicher Verantwortung zu treiben, war nun zum Gemeingut auch der Universitätstheologie geworden. Damit entfiel die Unterscheidung im Grundsätzlichen und die Möglichkeit, mit der Universitätstheologie zusammenzuarbeiten, statt sich an ihr zu reiben, war in einem umfassenden Sinne eröffnet. Ein Ziel, das Bodelschwingh bei der Gründung der Theologischen Schule 1905 vor Augen stand, hatte sich damit erfüllt: „Nicht gegen die staatlichen Universitäten, sondern für dieselben wollen wir streiten und arbeiten“.¹⁹

In Bethel wurde das seit den fünfziger Jahren nicht anders gesehen, was die Berufung neuer Dozenten von der Universität und nicht mehr aus dem Pfarramt unterstreicht. Gleichwohl sind be-

stimmte Propria der kirchlichen Hochschulen, besonders hinsichtlich einer vita communis, von denen noch zu sprechen sein wird, geblieben. Die Notwendigkeit, die Theologische Schule aufzulösen, wenn sie ihren Zweck erreicht habe,²⁰ bestand gleichwohl nicht – zumal nach den Erfahrungen des Kirchenkampfes.²¹

2. Kritischer zu befragen erscheint allerdings die Entwicklung, die die Hochschule seit 1970 in zunehmendem Maße unter dem Modell der „Gruppenhochschule“ genommen hat. Mit der Studentenrevolte war für die evangelische Theologie die große Zeit der Hermeneutik an eine Grenze gekommen. „Verändern statt Interpretieren“ wurde auch in Theologie und Kirche zum Zauberwort, und die empirisch-kritische Methode trat in vielen Erscheinungsformen gegen ihre historisch-kritische Mutter zum Kampfe an. Es erwies sich bald, daß die bislang pragmatisch betrachtete und als gegeben hingenommene „Gruppe“ von Lehrenden und Lernenden nun zum Streitbegriff „der Unterdrückten gegen die Herrschenden“ wurde. In der Auseinandersetzung um die neue Satzung wurde bei Nacht auf den Steinfliesen vor der Hochschule folgende Anschrift angebracht: „Eine Ordnung, die uns nützt, wird von uns auch unterstützt. Macht sie uns zum Untertan, gehen wir dagegen an“; sie gibt dieser Haltung sprechend den Ausdruck.

Das auf Bundesebene lange umstrittene und schließlich im Kompromiß ausgehandelte Hochschulrahmengesetz, das die Bundesländer zu ihren Landeshochschulgesetzen nötigte, hat den Gesichtspunkt der „Gruppenhochschule“ wie selbstverständlich aufgenommen und für den Gesetzgeber verbindlich gemacht. Der Kirchlichen Hochschule, die sich gerade mühsam von der – mittel- und langfristig unsinnigen, weil die Kirche überfordernden – Kirchlichen Fachhochschule in Zielsetzung und Anschlußcurriculum unterschieden hatte, blieb nichts anderes übrig, als diesen Weg mitzugehen. Die Anerkennung des Studiums in Bethel und künftige Berufungen von Dozenten an die Kirchliche Hochschule wären sonst fraglich geworden. Die neue Satzung von 1979 beendet den eingeschlagenen Weg. Die Frage, ob es eine Alternative dazu gegeben hätte, muß nach unserer heutigen Einsicht verneint werden. Allerdings wird sich erst in der kommenden Zeit zeigen, wie weit die Hochschule gruppenintegrierende Kraft hat, wie weit der gemeinsame Auftrag die Rechte der Gruppen zu orientieren und gegebenenfalls auch zu relativieren vermag. Jedenfalls ist die Vor-

Problem der Demokratie ✓
stellung unerfreulich, daß Grundsatzentscheidungen in Lehre, Verkündigung und Zusammenleben irgendwann einmal durch gruppenabhängige Mehrheiten zustande kommen konnten und sich nicht mehr am Auftrag der Kirche und dem orientieren, was der Hochschule als ganzer gut und not tut. Dieser Hinweis hat nichts mit undemokratischer Gesinnung zu tun.

Aber, rechtfertigungstheologisch gesehen, erscheint eine Reklamation von Rechten tief problematisch; das ist gerade auch an die Adresse derer zu sagen, die sich auf sogenannte „angestammte“ oder „bewährte“ Rechte berufen möchten. Ordinationstheologisch gesehen, läßt sich aus der Ordination nie und nimmer ein Herrschaftsanspruch ableiten. Die Angst davor spricht gegen die, die sie haben. Ekklesiologisch gesehen, ist ein rechtlich verbrieftes Nebeneinander einzelner Gruppen ein Widerspruch zur biblischen Vorstellung vom Leib Christi, dem alle Glieder auf je ihre Weise zugeordnet sind, der aber kein Nebeneinander und erst recht kein Gegeneinander verträgt. Glücklicherweise ist die Theorie oft rigider als das Leben. Bis in die letzte Konsequenz gedacht und gelebt, könnte eine „Gruppenhochschule“ allerdings das Ende der von den Vätern gemeinten und von den Söhnen und Enkeln praktizierten vita communis bedeuten. Dann wäre in der Tat die Frage nach dem Poprium der Kirchlichen Hochschule zu stellen und nach ihrer Existenzberechtigung zu fragen.

Versuchen wir nach diesen Überlegungen nun, einige Teilaspekte des Weges der Hochschule anzusprechen.

1. Der Rechtsträger

Bei Gründung der Theologischen Schule 1905 hat Friedrich von Bodelschwingh verschiedene Möglichkeiten, unter anderem auch die einer eigenen Korporation innerhalb der Betheler Anstalten erwogen. Wenn er sich für die Begründung eines „Vereins Theologische Schule e. V.“ entschied, der von einem Kuratorium geleitet wurde, lag dies nicht nur in der allgemeinen Wertschätzung, die dem Verein im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert zukam, sondern Bodelschwingh wollte damit seinem jüngsten Kind von Beginn an eine bestimmte Eigenständigkeit und Unabhängigkeit innerhalb des Anstaltsbetriebes sichern. Selbstverständlich hat Bethel die Finanzierung der Theologi-

schen Schule übernommen, und ebenso selbstverständlich haben die beiden Bodelschwinghs faktisch das Kuratorium geleitet. Bis 1939 die Gestapo den „Verein Theologische Schule“ auflöste und damit dem Lehrbetrieb ein Ende setzte, hat sich diese Regelung bewährt. Sie wurde nach dem Krieg auch wieder aufgenommen.²²

1949 hatte das Kuratorium den „Verein“ aufgelöst und die Zionsgemeinde Bethel zum Träger der Theologischen Schule gemacht. Offenbar haben die trüben Erfahrungen von 1939 darauf aufmerksam lassen, wie schnell ein Verein aufzulösen ist und welche Weiterungen sich daraus ergeben können. Eben dies sollte für die Zukunft unmöglich werden. Daß durch die Anbindung an die Zionsgemeinde die Theologische Schule „kirchlicher“ werden würde und eben dies im Sinne des Gründers läge, ist 1949 nur ein dekoratives Zusatzargument gewesen. Denn Friedrich von Bodelschwingh hat 1905 nicht einen Augenblick an der Kirchlichkeit seiner neuen Pflanzung gezweifelt und ihr mit dem Vereinscharakter lediglich ein eigenständiges Gepräge geben wollen. Diese „Selbständigkeit“ ist 1949 eigentlich ohne aktuelle Nötigkeit preisgegeben worden.²³

Seitdem ist diese Trägerschaft bis in die Gegenwart hinein geblieben; sie hat zwei weitere Satzungen überstanden, auch wenn sie zwar Verwunderung, aber keinen Anstoß im Kultusministerium in Düsseldorf ausgelöst hat. Vom Kuratorium beschlossene Satzungsänderungen und weitere die Hochschule betreffende Grundlagentexte sind vom Vorsitzenden des Presbyteriums der Zionsgemeinde, vom Vorsitzenden der Direktion der von Bodelschwinghschen Anstalten, als deren Institution die Zionsgemeinde firmiert, und feststellend vom Präses der westfälischen Landeskirche zu unterschreiben. Der Anstaltsleiter als Kuratoriumsvorsitzender und ein Direktionsmitglied als Justitiar stellen die Verbindung zwischen Presbyterium und Gesamt-Bethel einerseits und Kirchlicher Hochschule andererseits dar. Faktisch läßt das Presbyterium der Hochschule jedoch völlig freie Hand und respektiert so die einer Hochschule zukommende akademische Unabhängigkeit.

Von der rechtlichen ist die finanzielle und organisatorische Trägerschaft zu unterscheiden. Abgesehen von Spenden und Kollekten, die in Westfalen für die Theologische Schule gesammelt wurden, wie von „Kopfbeiträgen“, um die jede Landeskirche gebeten wurde, aus deren Gebiet ein Student in Bethel studierte, lag die finanzielle Trägerschaft für die Hochschule bis 1970 letztlich bei den von Bodelschwinghschen

Anstalten. Erst im Lauf der siebziger Jahre wurde eine Umverteilung – und damit längst notwendige Entlastung Bethels – erfolgreich in die Wege geleitet. Gegenwärtig wird der Etat der Hochschule zur knappen Hälfte von der westfälischen Landeskirche, zu einem beträchtlichen Prozentsatz von der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers und zu einem anteiligen Prozentsatz in verschiedener Höhe von 10 weiteren Landeskirchen getragen, denen auch an dieser Stelle Dank für ihr Engagement in der Theologenausbildung gesagt werden soll. Nach wie vor beteiligen sich die von Bodelschwingschen Anstalten, abgesehen von der Bereitstellung von Grundstücken und Gebäuden verschiedener Art, mit einem festen Prozentsatz an der Finanzierung der Hochschule. Nie zuvor ließe sich die finanzielle Situation der Hochschule als so abgesichert wie gegenwärtig bezeichnen, wenn die einzelnen Landeskirchen durch die Finanzverknappung nicht, freilich in unterschiedlichem Maß, in Bedrängnis gekommen wären. Trotzdem bleibt zuversichtlich zu hoffen, daß die von Jahr zu Jahr mögliche Kündigung der finanziellen Beteiligung niemals Wirklichkeit werden wird. Immerhin bleibt so ein gewisses Risiko, das vielleicht nicht von ungefähr zur Signatur des Christlichen gehört und deswegen auch mühelos ertragen werden kann.

Organisatorisch hat sich die „Kanzlei“ der Kirchlichen Hochschule bis zu Beginn der siebziger Jahre der Hilfe verschiedener Abteilungen der von Bodelschwingschen Anstalten bedient und bedienen müssen. Dann gelang es, mit Hilfe des neu berufenen, kundigen und tatkräftigen Kirchenverwaltungsleiters Hein, eine eigene Hochschulverwaltung aufzubauen und der Hochschule so zu weiterer, durch ihren verstärkten Hochschulcharakter auch nach außen hin erforderlicher Selbständigkeit zu verhelfen. In bestimmten Bereichen steht das Landeskirchenamt Bielefeld unterstützend zur Verfügung.

2. Die Gebäude der Hochschule

Das 1910 gebaute „Studentenheim“, das freilich nicht von Beginn an zwei Hörsäle, den „Griechenkeller“ als Seminarraum, Dozentenzimmer, Kanzlei und Rektorat enthielt, war zugleich Wohnung für Studenten und Hausmutter, aber auch für mehrere Dozenten. Obwohl Bethel im Laufe der Jahre einige kleinere Häuser (Troas, Damaskus und Waldesruh) als Studentenheime zur Verfügung stellte, war die

Bereitschaft Betheler Familien, einen Studenten bei sich aufzunehmen, zunächst groß. Erst 1926 wurden der Remter (Mensa mit mehreren Studentenzimmern) und 1927 das Jägerstift (30 Einzelzimmer) eingeweiht und bezogen, so daß die Theologische Schule ab 1928 bei stark frequentierten Semestern immerhin 83 Studenten in eigenen Räumen unterbringen konnte. Die übrigen wohnten in der „Diaspora“ (Bethel) oder extern (Bielefeld und Umgebung).

1932 wurde die Bibliothek eingeweiht und 1933 bezogen.²⁴ 1962 wurde das Magazin der Bibliothek durch einen Anbau erweitert. Die 30000 Bände, für deren Unterbringung 1933 gebaut worden war, hatten sich längst um das Doppelte vermehrt. Spätestens Anfang der achtziger Jahre wird auch dieser Raum wieder belegt sein; die Bibliothek wird dann über ca. 85000 Bände verfügen. Ein großräumiger Weiterbau des Magazintrakts in die Länge und Breite des Gartens hinein soll 1981/82 begonnen werden. Er wird hoffentlich den Einstellbedarf für die nächsten Jahrzehnte decken, dem Hochschularchiv Raum geben und Arbeits- und Besprechungsräume enthalten.

23 Jahre Ruhe in der Bautätigkeit nach 1933 deuten nicht etwa an, daß der Raumbedarf der Theologischen Schule gedeckt gewesen wäre; das Gegenteil war der Fall. Aber auch nach dem Krieg halfen Betheler Familien freundlicherweise mit Studentenzimmern aus. Allerdings wurde das Angebot immer geringer, weil Bethel zur Anlaufstelle zahlreicher Heimatvertriebener wurde und diese nach Möglichkeit für kürzere oder längere Zeit aufnahm. Im Laufe der Jahre ist auch der private Wohnbedarf innerhalb der Betheler Familien überall gestiegen. So ist die Tatsache, daß erst 1956 das Adolf-Schlatter-Haus, ein Studentenheim mit 48 Einzelzimmern gegenüber dem Remter, bezogen werden konnte, auch ein Indiz für die Armut der Zeit.

Die steigenden Studentenzahlen und die immer nur provisorischen Raumangebote Bethels in den Häusern Alt-Mara, Klein-Bethel, dem Kandidatenkonvikt und später Klein-Nazareth, vor allem aber die wachsende Einsicht in die Bedeutung eines Zusammenlebens der Studenten führten zur Planung und zum Bau eines weiteren Studentenheimes, des Jochen-Klepper-Hauses, das ab Wintersemester 1964, neben dem Remter angelegt, bezogen wurde. Es bietet der Hausmutter, heute einem Assistentenhepaar, und 44 Studenten Wohnraum und enthält zwei Zimmer für Gäste der Hochschule und einen repräsentativen großen Clubraum, der nicht nur den Hausbewohnern, sondern der Hochschule als ganzer bei mancherlei kleinen und großen Anlässen zur Verfügung steht.²⁵

Im Frühjahr 1954 wurde der Hochschule eine Holzkapelle übereignet, die nach dem Krieg, aus schweizerischen Heeresbeständen gestiftet, nach Bethel kam und zunächst der Heimvolkshochschule Lindenhof für vielerlei Zwecke diente. Sie hat etwa 150 Plätze und einen schlichten Altarraum. Für die täglichen Andachten am Vormittag und die Abendmahlsfeiern am Morgen und Abend tut sie bis heute gute Dienste. Ursprünglich neben dem Remter errichtet, mußte sie vor dem Bau des Jochen-Klepper-Hauses in den Wald, wenige Schritte vom Jaegerstift entfernt, verlegt werden, wo sie immer noch ihren Standort hat.

1972 konnte endlich das lang benötigte, lang geplante, lang und mit mancherlei Zwischenfällen gebaute Hörsaalgebäude bezogen werden, das in Hörsaal-, Seminar- und Verwaltungstrakt nicht nur hinreichend Platz und Arbeitsmöglichkeiten bietet, sondern auch aufgrund seiner architektonisch gelungenen Anlage und schönen Lage Atmosphäre hat und „Beheimatung“ ermöglicht.²⁶ Heute schon wird allerdings immer wieder und nicht nur hinter vorgehaltener Hand der Seufzer laut, hätte man doch damals größer gebaut. Allerdings wäre dieses – übrigens im sonstigen Bethel ebenfalls – feststellbare Expansionsbedürfnis auch kritisch zu befragen, zu leugnen ist es jedoch nicht.

Das zuletzt errichtete Haus der Hochschule ist wieder ein Studentenheim, das, unter Wohngesichtspunkten betrachtet, sicherlich am sinnvollsten gebaute und deshalb auch ruhigste Wohnheim der Hochschule. Es hat 37 Einzelzimmer und 10 Appartements für Studentenehepaare (auch mit Kindern), Assistenten und Gäste der Hochschule. In den Erdboden hinein und von einem separaten Eingang betretbar, ist die „Pinte“ eingebaut, ein Kommunikationsraum für mancherlei Zwecke; sie wird naturgemäß besonders zur geselligen Abendgestaltung genutzt. Die Burse enthält auch einen Seminarraum für etwa 25 Personen und ein Sprachlabor zur Vertiefung des Sprachunterrichtes, ebenfalls mit 20 Sitzplätzen, dessen Einrichtung wir der Westfälischen Landeskirche verdanken.

Die Burse ist in einer Zeit geplant und gebaut worden, als wegen der noch längst nicht abgeklungenen Studentenunruhen das Studentenwerk und andere Träger wenig Neigung zum Bauen hatten. Dadurch standen öffentliche Mittel relativ problemlos zur Verfügung aber für zahlreiche Zuschüsse ist verschiedenen Landeskirchen und den von Bodelschwingschen Anstalten ebenfalls zu danken. Sie steht zwischen

Jaegerstift und Adolf-Schlatter-Haus. Die für die Hochschule erinnerungsträchtigen Häuser „Damaskus“ und „Troas“ fielen dem Bagger zum Opfer. Der Name „Burse“ fällt zugegeben aus der Tradition heraus; er ist zwar historisch wohl belegt, aber gleichwohl bleibendes Indiz für eine besondere Zeit. Vor der Frage stehend, ob dieses Heim Melancthon-Haus oder Burse heißen solle, fiel die Entscheidung für die weniger prätentiose Lösung. Die Tatsache, daß dieses Haus in den Rektoratsberichten des Jahrbuches nirgends erwähnt wurde, spricht für sich. Kein Studentenheim ist so unauffällig gebaut und ohne Einweihungsakt bezogen worden wie dieses. Aber wie gut, daß die Burse da ist.

3. Die Dozenten und ihre Lehrtätigkeit

Kaum einer der ehemaligen, gegenwärtigen und künftigen Bethel-Studenten wird wohl an die Kirchliche Hochschule gekommen sein oder kommen wegen der Dozenten, die dort lehren. Studienanfang, Proseminare und Sprachkurse sind Aufgaben eigener Art, bei denen es weniger darauf ankommt, wer hilft, sondern daß überhaupt jemand hilft. Diese Elementar-Erwartungen stellen das Betheler Kollegium seit eh und je vor besondere Aufgaben. Einerseits wird nicht der besondere Beitrag des einzelnen zum Forschungsstand seiner Disziplin erwartet, sondern Einführung in die Anfangsgründe seines Faches, für manche sicherlich ein entsagungsvoller Hebammendienst, andererseits erfordert gerade diese Aufgabe nicht nur Übersicht über die gegenwärtige Forschungslage, sondern eine möglichst elementare und didaktisch überzeugende Vermittlung derselben. Bereitschaft zum Gespräch wie intensive Arbeit am Schreibtisch sind gleichermaßen vonnöten. Freilich kommt die Tatsache, daß die meisten Kollegen in Bethel mit ihrem ersten Lehrstuhl betraut werden, dieser Aufgabe entgegen, weil der Vorlesungszyklus in der Regel noch nicht „steht“, sondern entsteht und durch das Echo von Studenten noch jeweils umgearbeitet werden kann. Allerdings zeigen die Schriftenverzeichnisse der Betheler Dozenten, daß diese Arbeit der „literarischen Produktion“ durchaus eher förderlich als hinderlich ist. Der Lebensraum der Betheler Dozenten war und ist allerdings nicht nur die Hochschule, sondern Bethel als Zionsgemeinde, Pfarrkonferenz, Krankenanstalt und Ort für alle nur denkbaren Aktivitäten und entsprechen-

den Herausforderungen, darüber hinaus die Kirche im weitesten Sinn des Wortes. Jeder muß sich in diesem Bezugsfeld zurechtfinden und seinen Ort ausmachen.

Bis 1970 galten die Hochschullehrer als Pastoren der Zionsgemeinde, vorher Vereinsgeistliche der „Inneren Mission“. Aber immer war die Zugehörigkeit zur Pfarrerschaft Bethels eigener Art; kein Dozent gehörte, wie oben dargelegt, zu einer der drei Betheler Korporationen und deshalb ex officio zum Pfarrkonvent. Es war eine Sache vertrauensvoller Vereinbarung und im übrigen der persönlichen Einstellung, wie der einzelne Dozent seine Ordination im Umgang mit anderen Ordinierten aktualisierte. Rechte und Pflichten gab und gibt es gegenüber Bethel nicht, lediglich auf Verabredungen weist die Berufungsurkunde hin. Daß in diesem ganzen Bereich selbstverständliche Bruderschaft herrschte und herrscht, macht das Verhältnis zwischen Dozenten und Bethel-Pastoren bis in die Gegenwart hinein freundlich und gelöst. Regelmäßige Beteiligung am Predigtdienst in der Zionsgemeinde wird bis in die Gegenwart hinein geübt; die Teilnahme an der – immer noch wie zu Vater Bodelschwinghs Zeiten jeden Donnerstag von 15.00 Uhr bis 16.00 Uhr liegenden – Exegese ist wegen der ungünstigen Zeit auch in der Betheler Pastorenschaft sehr zurückgegangen und den Hochschullehrern ebenfalls nur eingeschränkt möglich. Die Hausseelsorge unter Betheler Patienten, früher von vielen, aber niemals von allen Betheler Dozenten übernommen,²⁷ wird heute von wesentlich mehr, eigens dafür angestellten und ausgebildeten Pastoren übernommen, so daß die Beteiligung anderer Pfarrer aus Bethel an diesem Arbeitsbereich ebenso zurückgegangen ist wie die des Dozentenkollegiums. Hinter dieser Feststellung verbirgt sich freilich auch ein Bündel von Fragen, die an manche Adressen, besonders die der Anstaltsleitung gehen.

In besonderer Weise kommt aber das gemeinsame Leben mit den Studenten auf jeden Dozenten als Auftrag, Herausforderung und gelegentlich auch als Zumutung zu. Zwar haben sich die Formen der Begegnung im Laufe der Zeit erheblich geändert. „Hausdozenten“, die mit besonderem Auftrag jedem Studenten eines Wohnheims als Ansprechpartner zur Verfügung standen, waren der Studentenschaft ab 1970 ebenso unwillkommen wie „Hausmütter“. Durch die Arbeitszeitverkürzung der Mitarbeiter mußte auf die Verpflegung der Studenten zunächst am Sonntag, bald auch am Samstag verzichtet werden. Dadurch fiel die traditionelle Begegnung zwischen Dozenten und

Studenten beim Abendbrot am Samstag und im gemeinsamen Wochenschlußgottesdienst aus.

Dafür schuf die zunächst empfohlene, dann obligatorisch gewordene Studienberatung jedes Studenten im Semester neuen Kontakt, der oft über die „Pflichtzeit“ hinaus anhält. Auch die von Studenten zahlreich besuchten Tutorien zu jeder Hauptvorlesung führen ungezwungen zu unterschiedlich häufigem Austausch. Vor allem aber die Tatsache, daß man sich im Hörsaal, in den Seminarräumen und überall im Gebäude immer wieder über den Weg läuft, ermöglicht das Gespräch auf natürliche Weise, abgesehen von offizielleren Gelegenheiten, wie sie Seminareinladung, offener Abend oder vom ASTA arrangierte Begegnungen anbieten. Daß seit den Tagen der Studentenbewegung jede Titulatur in der Anrede weggefallen ist, hat die Kontakte allerdings nicht immer erleichtert; vielmehr scheint die Hemmschwelle von Studenten, auf einen Dozenten zuzugehen, gegenwärtig erheblich größer zu sein als in früheren Zeiten. Über die mancherlei Gründe zu reflektieren, die zu dieser Entwicklung geführt haben, muß sich der Berichterstatter allerdings in diesem Zusammenhang ersparen. Jedenfalls haben Einzelgespräche, die hin und her stattfinden, immer und gegenwärtig zunehmendes Gewicht.

Von beträchtlicher Bedeutung für die Hochschule ist die Verbindung der Kollegen untereinander. In den Anfangszeiten war sie schlicht existenznotwendig, um dem Experiment Bodelschwinghs Konsistenz zu verleihen und die Idee „Theologische Schule“ zur Gestalt zu bringen. Daß dies gelang, ist keineswegs selbstverständlich, zumal bei den ausgeprägten Persönlichkeiten im Kollegium, zu denen gewiß nicht nur Samuel Jaeger zählte. In den Zeiten des Kirchenkampfes war das gemeinsame Sachanliegen wie der gemeinsame Widerstand Anlaß zu vertiefter Bruderschaft. Auch nach dem Krieg rekrutierte sich das Kollegium fast durchweg aus Angehörigen der Bekenntenen Kirche, und die Bruderanrede untereinander war nicht nur eine Formalität, sondern übte bis in die sechziger Jahre hinein integrierende Kraft auf jeden Neuling aus. Trotz aller Belastungen durch den Umbruch ist das Kollegium immer beieinander geblieben und hat sich nicht auseinanderdividieren lassen. Die Schonung, die jeder Rektor erfuhr und erfährt, war und ist Indiz für diese Solidarität. Besonders Hans Heinrich Schmid, der allzu schnell wieder nach Zürich zurückging, und seinem ungewöhnlichen Charisma zur Gemeinschaftsstiftung und -pflege in Zeiten besonderer Drangsal hat das Kollegium viel zu ver-

danken. Der Umstand, daß in jedem Semester mehrere Lehrveranstaltungen von verschiedenen Kollegen zusammen verantwortet werden, ist nicht nur didaktisch wichtig und dem wissenschaftlichen Austausch förderlich, sondern auch Zeichen der Verbundenheit untereinander.

Allerdings wird die Kollegialität immer wieder Belastungen ausgesetzt. Bis 1970 gab es nur ein Entscheidungsgremium, die Dozenten-sitzung, in der Assistenten und Studentenvertreter als Gäste mit selbstverständlichem Mitspracherecht zugegen waren. Da jeweils so lange miteinander gesprochen wurde, bis die Entscheidung reif war, wurde in der Regel nicht abgestimmt. Auch die Gäste waren damit voll am Entscheidungsprozeß beteiligt. Die Studentenbewegung und die in dieser Zeit erarbeitete Satzung von 1969 haben auch in Bethel die „Demokratisierung“ befördert mit dem Ergebnis, daß neben die Dozentensitzung ein weiteres Entscheidungsgremium, die Hochschulkonferenz, trat, in der zwar alle Lehrstuhlinhaber volles Stimmrecht haben, während Sprachdozenten, Assistenten und Studentenvertreter zwar mit vollem Rederecht, aber nur mit eingeschränktem Stimmrecht dabei sind. Die Aufgliederung des Kollegiums in Professoren, wissenschaftliche Beamte und Assistenten war die Folge; sie ist durch die Hochschulgesetze von Bund und Ländern zementiert und durch die Satzung von 1979 für die Kirchliche Hochschule verbindlich geworden. Daß diese Ungleichheit, zumal in Berufsfragen, eine eminente Belastung des Kollegiums nach innen darstellt, läßt sich denken. Noch ist die Zeit zu kurz, um sagen zu können, wie sich dies auswirkt. Seit dem Wintersemester 1979/80 ist die Hochschulkonferenz alleiniges Entscheidungsgremium geworden.

Die Theologische Schule begann ihre Arbeit 1905 mit 2 Lehrstühlen, deren Vertreter jeweils „biblische Theologie“ in einem umfassenden Sinne anzubieten hatten. Samuel Jaeger mit seinen ausgreifenden Interessen und seinem weiten Horizont war dieser Lehrstuhl auf den Leib geschnitten. Vorbild für diese Bezeichnung waren offenbar ähnlich benannte Stiftungsprofessuren in der Schweiz, mit der Bodelschwingh in lebhafter Beziehung stand. Jedenfalls hat von dieser gesamtbiblischen Orientierung her die Bibelkunde im Alten und Neuen Testament ihren festen Platz im Lehrplan der Theologischen Schule bekommen; auch heute noch wird sie während der Fernsprachkurse angeboten. 1912 wurde der dritte Lehrstuhl, und zwar für Missionswissenschaft, geschaffen, über den auch Missionare der deutschen Missionsgesellschaften ausgebildet wurden. 1918 kam die Prak-

tische Theologie hinzu, 1927 die Systematische Theologie und die Kirchengeschichte. Offenbar hat erst das Jahr, in dem Samuel Jaeger starb, also 1927, die Aufteilung seines besonderen Lehrstuhls in zwei Lehrstühle, nämlich Neues Testament und Systematische Theologie ermöglicht, während die Kirchengeschichte neu eingerichtet wurde. 1927 wurde der Münsteraner Privatdozent und Vorsteher des dortigen Diakonissenhauses auf den neu begründeten Lehrstuhl für Innere Mission berufen: Wilhelm Brandt. Er hat sein eigentliches Forschungsgebiet, das Neue Testament, aber während seiner Betheler Lehrtätigkeit immer mit vertreten, was dann, offenbar ohne große Diskussionen, nach dem Krieg zur Errichtung eines zweiten Lehrstuhls für Neues Testament führte. Dieser Schwerpunkt in den Bibelwissenschaften zeigt die besondere Bedeutung der exegetischen Theologie an der Theologischen Schule an.

Ab 1927 erst verfügte die Hochschule über sämtliche klassischen Lehrstühle, zusätzlich über Lehrstühle für Missionswissenschaft und Innere Mission, die es damals so gut wie gar nicht an theologischen Fakultäten gab und die sicherlich zu den wesentlichen Beiträgen der Theologischen Schule Bethel für die wissenschaftliche Theologie zu rechnen sind. Nach dem Zusammenbruch wurden diese beiden Lehrstühle allerdings nicht mehr besetzt, vielleicht ein Signal für eine zu Ende gegangene Ära. Allerdings wurden und werden ihre Lehrgegenstände bis in die Gegenwart hinein durch regelmäßige oder gelegentliche Lehraufträge oder Gastvorlesungen weiter vermittelt. Trotzdem hat das dazu geführt, daß das Interesse für Diakonie und Mission als wissenschaftlich betriebenen Fächern in der Studentenschaft zurückging, während im Universitätsbereich diese Disziplinen neue Bedeutung für die Theologie erhielten. Daß dies so gekommen ist, hat sicherlich mancherlei Gründe, personelle, atmosphärische und gewiß auch finanzielle; letztlich sind sie aber dem Chronisten verborgen geblieben. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß von dieser Entwicklung im Lehrstuhlbereich der diakonische Einsatz von Studenten in Betheler Krankenhäusern niemals betroffen wurde. Der „Dienst in der blauen Schürze“ am Wochenende und in der vorlesungsfreien Zeit wird kontinuierlich angeboten und in beträchtlicher Zahl auch genutzt. „Diakonische Praktika“ vertiefen die in den Krankenhäusern gesammelten Erfahrungen oder behandeln besondere Themen aus dem diakonischen Bereich.

Von dieser Einbuße im Lehrangebot abgesehen, konnte die an den

Fakultäten vertretene Theologie nicht erst seit dem Krieg auch an der Kirchlichen Hochschule in vollem Umfang angeboten werden, auch wenn, vom Neuen Testament abgesehen, alternative Vorlesungen weithin fehlten. Allerdings war auch das Alte Testament gut und reichlich versorgt durch Hellmuth Frey und Johannes Fichtner, und als nach der Emeritierung des einen und dem frühen Tod des anderen nur noch ein Lehrstuhl für Altes Testament bestehen blieb, hat Karl Grzegorzewski, der erste Promovend Martin Noths, neben der Praktischen Theologie über viele Jahre hin eine alttestamentliche Vorlesung angeboten, die von den Studenten immer zahlreich und dankbar besucht wurde. Nicht vergessen werden soll in diesem Zusammenhang, daß durch die fruchtbare Zusammenarbeit von Hans Heinrich Schmid, Ulrich Luck und Dieter Lührmann sich in den letzten Jahren eine Neubelebung der „biblischen Theologie“ ergab, die zuweilen als „Betheler Theologie“ apostrophiert wurde und schon während der Betheler Lehrtätigkeit der genannten Dozenten nicht nur auf die Studenten wirkte, sondern auch in der theologischen Diskussion im In- und Ausland beträchtliches Echo fand. Zwar war dabei kaum im Blick, daß diese Fragestellung eine uralte Thematik der Theologischen Schule von ihrer Anfangszeit aufnahm, wenn auch in sehr anderer Ausprägung, aber manchmal geht der Weg zu den Vätern auch auf Umwegen zurück.

1955 erhielt die Theologische Schule einen Lehrstuhl für Philosophie, innerhalb der theologischen Fakultäten der Zeit durchaus ein Unicum, das in späteren Jahren, allerdings nur in der Begrenzung auf Religionsphilosophie, lediglich von der Theologischen Fakultät Heidelberg übernommen wurde. Die Berufung von Wilhelm Anz, der in Marburg ebenso intensiven Kontakt mit Martin Heidegger und Hans-Georg Gadamer wie zu Rudolf Bultmann und dessen Schülern hatte, war ein Glücksfall für die Hochschule. Sein Nachfolger Hermann Braun, Schüler des Heidelberger Philosophen Karl Löwith, setzt die Anz-Tradition würdig und ebenso gewinnbringend für Kollegen und Studenten fort. Der Auftrag der Philosophie, gerade die Theologie in ihrer Begründung und Entfaltung kritisch zu begleiten und zu befragen, wird von beiden Kollegen mustergültig sowohl in der Gesprächsbereitschaft wie in der Beharrlichkeit der Anfragen, verbunden mit vortrefflicher Sachkenntnis in der Theologie selbst, wahrgenommen. Anfangs gestellte Fragen, warum gerade dieser Lehrstuhl notwendig wurde, sind längst verstummt.

1971 wurde im Zusammenhang der neu aufgekommenen Seelsorgebewegung, die im amerikanischen Clinical Pastoral Training ihre Wurzeln hat, in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Kirche in Deutschland und den von Bodelschwingh'schen Anstalten „das Seelsorgeinstitut an der Kirchlichen Hochschule“ begründet und der Hochschule dafür eine zweite Professur für Praktische Theologie mit Schwerpunkt Seelsorge bewilligt. Die schon früher von der EKD durchgeführten Kurse für Krankenhauspfarrer erhielten dadurch eine breitere Basis und eine neue methodische Konzeption. Viele Pfarrer aus beiden Konfessionen, Theologiestudenten und andere mit Telefon- und Krankenhauseselsorge beschäftigte Mitarbeiter der Kirche haben seitdem an den drei bis vier Monate oder kürzer dauernden Kursen teilgenommen.²⁸

Der Streit um die Gruppendynamik in den siebziger Jahren hat das Seelsorgeinstitut gelegentlich in das Rampenlicht der Öffentlichkeit gestellt und kritische Anfragen an die dort geleistete Arbeit aufkommen lassen; inzwischen hat sich jedoch manche Aufregung gelegt. So fraglos das Defizit in der Seelsorgeausbildung der evangelischen Theologen ist und so sinnvoll gerade Bethel als Standort für ein solches Institut erscheint, so wichtig wird es sein, daß diese Ausbildung noch stärkeren Zusammenhang mit der sonstigen theologischen Arbeit gewinnt.²⁹ Jedenfalls bedeutet dieser neue Sproß einen echten Zuegewinn und eine fruchtbare Herausforderung für die Hochschule als ganze. Leider ist es noch nicht gelungen, die übrigen Lehrstühle ebenfalls zu verdoppeln, was besonders für die Systematische Theologie, die Kirchengeschichte und das Alte Testament, nicht nur um der Erweiterung des Lehrangebotes willen, dringend erforderlich wäre.

Der Sprachunterricht wurde, wie fast alle Rektoratsberichte von der Gründerzeit an ausweisen, vom Kollegium nicht als eigentliche Aufgabe der Theologischen Schule empfunden und nur der Not gehorchend, sozusagen als diakonische Verpflichtung gegenüber den vielen Realgymnasiasten unter den Studenten übernommen. Obwohl er sich bald beträchtlichen Ansehens und auch der Anerkennung selbst der preußischen Generalsynode erfreute und eine „Marktlücke“ für Theologiestudenten offenbarte, wurde er bis 1939 nicht von einem festen Dozenten übernommen, sondern von häufig wechselnden Assistenten, teils emeritierten, teils dafür von der Schule freigestellten Schulmeistern aus dem gymnasialen Bereich und nicht zuletzt immer wieder auch von theologischen Dozenten selbst. Der blinde Dr. Göbel stellt eine Ausnahme dar.

Erst nach dem Krieg wurde je eine Planstelle für den hebräischen und griechischen Sprachunterricht geschaffen. Die beiden ersten Vertreter sind der Hochschule über viele Jahre hin treu geblieben, Hans-Joachim Stoebe von 1946 bis 1961 und Helmut Krämer von 1947 bis 1973. Sie beide haben durch ihre hervorragenden fachlichen, didaktischen und nicht zuletzt menschlichen Qualitäten dem Sprachunterricht besondere Geltung verschafft. Helmut Krämer wurde wegen seiner Verdienste um sein Fach und dessen Beziehung zur theologischen Arbeit nicht nur mit der Professur, sondern auch mit dem wahrlich verdienten theologischen Ehrendoktor ausgezeichnet, den er in einer Zeit erhielt, als diese Würde nur noch höchst selten verliehen wurde.

Mit Krämers Emeritierung wurde seine Professur in zwei Planstellen für akademische Räte umgewandelt, die gegenwärtig von den Studienprofessoren Rolf Eulenstein und Jens-Uwe Schmidt verdienstlich und unter Beibehaltung des von ihrem Vorgänger geschaffenen Niveaus versehen werden. Hinzu kam 1968 als weitere Planstelle ein zweites Lektorat für Hebräisch. Dadurch wurde nicht nur die Erteilung auch des lateinischen Unterrichtes für die immer zahlreicher werdenden Schulabsolventen ohne Latein möglich, sondern auch die Einrichtung eines Feriensprachkurses in der vorlesungsfreien Zeit. Solche Kurse gab es allerdings schon in früheren Zeiten der Hochschule, sie wurden jedoch wieder aufgegeben, weil sie die Studenten zu sehr belastet haben. Gegenwärtig wird angesichts der immens gestiegenen Studentenzahlen versucht, den Sprachunterricht in klassischer Philologie noch auszubauen, bislang aber ohne sichtbaren Erfolg. Daß sich Altphilologen wie Hebraisten stets am Lehrangebot der Hochschule freiwillig beteiligt haben und dies immer noch tun, sei dankbar vermerkt.

Immer wurde das Lehrangebot der Hochschule durch Lehraufträge (Philosophie, Medizin, evangelisches Pressewesen, Soziologie u. a.) erweitert. Besonderer Erwähnung bedarf die Kirchenmusik, die der bewährte Kantor der Zionsgemeinde Kirchenmusikdirektor Adalbert Schütz zunächst als Lehrauftrag, dann über eine eigens für ihn geschaffene Dozentur von 1938 bis 1977 vertrat. Er hat in Vorlesungen, Übungen und Kursen – trotz seiner gesundheitlichen Behinderung – in seltener Treue Studenten nicht nur in die Kirchenmusik, sondern in die Musik überhaupt eingeführt und auch Hymnologie und Liturgik regelmäßig angeboten. Leider wird diese wohl einmalige Gelegen-

heit in Bethel von den Studenten zu wenig genutzt, wohl auch deshalb, weil sich die meisten Kirchenleitungen immer noch nicht entschließen konnten, Liturgik in den Kanon der Examensfächer aufzunehmen. Auf die zunehmende Verarmung unserer Gottesdienste gerade in ihrer liturgischen Gestaltung hat Adalbert Schütz immer wieder mit Nachdruck, leider ohne besonderen Erfolg aufmerksam gemacht. Vielleicht findet sein Anliegen aber noch spätes Gehör.

Außerdem ist der jahrzehntelangen, überaus fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen der Hochschule und Betheler Mediziner zu gedenken. Begonnen hat sie auf Initiative von Herbert Girgensohn als Arbeitsgemeinschaft zwischen Theologen und Ärzten zu vielerlei Fragen aus dem Grenzgebiet zwischen Theologie und Medizin. Vorlesungen zur „Charakterologie und Psychiatrie für Seelsorger (mit Krankenvorstellungen)“ und anderen Fragestellungen aus dem Bereich der Medizin haben die Chefärzte Schorsch, Schulte, Rorarius, Alsen und Bremer seit Jahren angeboten. Hinzugekommen sind eine Vorlesung über „Internistische und psychosomatische Krankheitsbilder“ des Internisten Schwindt und verschiedene gemeinsam veranstaltete Seminare, von denen das über den Suizid ungewöhnlich stark von Studenten besucht wurde. Daß sich die vielbeschäftigten Ärzte der Hochschule stets bereitwillig zur Verfügung stellten und stellen, verdient nicht nur im Namen der Studentenschaft Dank und signalisiert neben anderem die Sinnhaftigkeit des Standortes der Hochschule in Bethel.

Schließlich sei auf die zahlreichen Gastvorträge verwiesen, die den Horizont erweitern, aktuelle Fragestellungen ansprechen und permanente Grundprobleme aus anderen Wissenschaften und Lebensbereichen behandeln. Das neue Berufungsverfahren, in dem sich die Bewerber durch Vortrag und in der Diskussion vorstellen, gibt willkommene Gelegenheit, in dem betreffenden Semester mehrere Vorlesungen aus einem Fachgebiet zu hören und so den gegenwärtigen Forschungs- und Interessenstand der jeweiligen Disziplin genauer kennenzulernen. Der Kontakt zur Universität Bielefeld hat sich freundlich und immer fester gestaltet; auch dafür bieten Einladungen zu Gastvorträgen Anlaß zur Bekanntschaft. Besonders intensiv hat sich im vergangenen Jahrzehnt die Beziehung zur Katholisch-Theologischen Fakultät Paderborn, zwischen Kollegium und Studenten, entwickelt. In jedem Semester referiert ein Paderborner Kollege in Bethel und ein Betheler Dozent in Paderborn, und in jedem Semester sind Dozenten und Studenten in der einen und der anderen Hochschule beieinander zu

Gast. Für den Ausbau ökumenischer Freundschaft sind diese fast selbstverständlich gewordenen Begegnungen wahrscheinlich von größerer Bedeutung als die offiziellen Anlässe.

Eigentlich gebietet es nicht nur der Anstand, sondern die Dankespflicht, auf die vielen verdienstvollen Kollegen der Hochschule namentlich einzugehen. Aber dazu ist die Reihe zu lang und auch schwerlich ein Kriterium zu finden, wer besonders hervorgehoben werden sollte, auch wenn Männer wie Samuel Jaeger und Theodor Oestreicher, Wilhelm Brandt und Wilhelm Vischer aus der Gründergeschichte, Herbert Girgensohn und Alfred Adam unter den unlängst Verstorbenen und viele andere unter den noch Lebenden wahrlich besondere Würdigung verdienen. Doch wer sollte unerwähnt bleiben? Ein Blick in die diesem Band angefügte Namensliste der Dozenten zeigt, daß keiner ohne Namen geblieben ist und jeder den Weg der Hochschule auf seine Weise geprägt hat. Ein kleines Kollegium hat immer andere und größere Bedeutung als eine große Fakultät. Deshalb sei dem Chronisten gestattet, es bei einem wahrlich nicht nur formal gemeinten Dank gegenüber allen Heimgegangenen und noch Lebenden zu belassen.

4. Die Studenten

Gegenwärtig über Studenten unserer Hochschule und ihre Lebens- und Arbeitsweise zu berichten, fällt schwerer als früher. Allzu bunt ist das Bild geworden und allzu vielfältig die Studienmotivation und der Lebensstil. Angesichts des im letzten Jahrhundert deutlich gestiegenen Selbstbewußtseins der studentischen Generation läge es eigentlich nahe, Studenten über sich selbst berichten zu lassen. Von den im Vorwort genannten Gründen abgesehen, gibt es hauptsächlich ein Argument, dies nicht zu erbitten: die Verweildauer der Studenten in Bethel ist nach wie vor kurz und beträgt maximal vier Semester, in der Regel weniger. Dadurch ist ein Überblick über einen längeren Zeitraum für Studenten kaum möglich.

Nach wie vor kommen viele Studenten nach Bethel; die diesem Band beigelegte Statistik gibt Auskunft über die Zahlen und läßt erkennen, daß die Hochschule in den letzten fünf Jahren die höchsten Belegzahlen ihrer Geschichte erreicht hat. Dabei erfaßt die Statistik nur die in Bethel voll immatrikulierten Studenten; die Zweithörer von der Biele-

felder Universität und anderen Hochschulen am Ort sowie die Gasthörer vergrößern die Zahl pro Semester um 50 im Durchschnitt. Sie ist noch im Steigen begriffen, seitdem unsere Hochschule auch für die Ausbildung von Studenten mit dem Fach Evangelische Religion in Sekundarstufe II zuständig geworden ist. Zu unserem Schmerz müssen viele Studienbewerber Semester für Semester eine Absage erhalten, aber die Sprachkurse sind ständig überbelegt, und einen Studienbeginn ohne die erforderlichen Sprachanforderungen zuzulassen, erscheint uns unverantwortlich gegenüber den Studenten wie einem sachgemäßen Theologiestudium. Von einem Numerus clausus in Bethel kann jedoch nicht die Rede sein, sondern nur von Aufnahmebeschränkungen für die Sprachkurse. Immerhin nimmt die Zahl der sprachfreien Studenten, der mittleren Studiensemester und der Examenkandidaten erfreulich zu.

Allerdings sind ± 300 Studenten das Maximum, das die Hochschule verkraften kann, ohne ihren besonderen Charakter zu verlieren. Eigentlich wäre zu wünschen, daß alle Studenten in den Heimen der Hochschule wohnen können, um geistigen Austausch wie geistliche und gesellige Formen gemeinsamen Lebens zu erproben. Es stehen jedoch nur knapp 200 Wohnplätze zur Verfügung, und da Bethel als Vermieter inzwischen nahezu ganz ausscheidet, ist mehr als ein Drittel Studenten gezwungen, extern, also in Bielefeld zu wohnen. Sie alle berichten, wie ausgebootet sie sich gegenüber den anderen fühlen. Nur weil ein ständiger Wechsel von Bethel nach anderen Studienorten hin stattfindet und die „Exilierung“ in der Regel lediglich ein Semester andauert, erscheint der status quo vertretbar. Eine Massenhochschule darf Bethel nicht werden.

Das studentische Leben vollzieht sich wie eh und je in fast unbeschreiblicher Vielfalt in zahllosen Arbeitskreisen. Nachdem im Zuge der Studentenbewegung die öffentlich-politische Verantwortung für den Hochschulbereich, für Bethel und Bielefeld (Mitarbeit in Häusern der Offenen Tür, in Gefängnissen, an Rockern und Suchtgefährdeten u. a.), für Fragen der Entwicklungspolitik in Ländern der Dritten Welt und Amnesty International, aber auch besonders der Kernkraftproblematik u. a. die Studentenschaft fast ausschließlich bestimmt hat, ist in den letzten Semestern auch das Interesse an Kultur, Musik und innerkirchlichen Fragen wieder stärker gestiegen. An beiden Satzungsreformen hat die Studentenvertretung engagiert und sachlich mitgearbeitet; das un gute Gegeneinander, wie es an vielen Universitä-

ten in Fragen der Hochschulpolitik aufgekommen ist, konnte in Bethel nahezu vermieden werden, allerdings nicht ohne oft langwierige und mühevollen Gespräche.

Gelegentlich klagt der ASTA über mangelnde Beteiligung an seinen Initiativen wie an studentischen Vollversammlungen, aber oft hat der Beobachter des studentischen Lebens den Eindruck, es wird zu viel angeboten und voneinander erwartet, so daß Überforderung erlebt und eine gewisse Distanzierung verständlich wird. Fängt der Stress des pfarramtlichen Alltags heute etwa schon während des Studiums an, das darunter naturgemäß leiden muß? Vielleicht sind es auch Konzentrationsschwierigkeiten, die viele Studenten schon von der Schule mitbringen und die sie auf weniger intensive Unternehmungen, leider oft auch auf Ablenkungen zugehen lassen? Zwar soll keineswegs ein Disengagement in hochschulpolitischen und öffentlichen Fragen das Wort geredet werden, aber ein sinnvoller Ausgleich zwischen Studium und sonstigem Einsatz täte den einen sicherlich gut, während andere durchaus mehr aus ihrer Identitätssuche herauskriechen könnten.

Eine besondere Bedeutung haben die täglichen Andachten in kleineren und größeren Kreisen, die neben der Andacht der gesamten Hochschulgemeinde an jedem Vormittag Studenten und Dozenten zusammenführen. Was hier an positiven Erfahrungen, Belastungen und auch Mißlingen von zunächst eifrig begonnenen Experimenten erlebt wird, ist eine unschätzbare Hilfe für die spätere Gemeindearbeit. Viele Studenten kehren lange nach ihrer Betheler Zeit zu Einkerntagen, Seminaren und zur Theologischen Woche, zu der die Hochschule alle zwei bis drei Jahre ihren Freundeskreis, die Pfarrerschaft und Gemeindeglieder aus dem Ravensberger Land einlädt, nach Bethel zurück und bekunden damit ihre Verbundenheit mit der Hochschule.

Auf zwei Gesichtspunkte sei schließlich hingewiesen. Während die Herkunft der Studenten aus Pfarrhäusern bis 1970 ca. 25% der Studentenschaft ausmachte, hat sich diese in den siebziger Jahren auf 10–12% abgeschwächt. Ob sich daraus Anfragen an das Pfarrhaus von heute ableiten lassen? Dafür hat die Zahl von Studenten aus Arbeiterfamilien, die ehemals minimal war, deutlich zugenommen. Hoffentlich wird die akademische „Überfremdung“ durch das Studium nicht zu groß, so daß die Möglichkeiten zu einem zu erhoffenden stärkeren Kontakt zur Arbeiterschaft später nicht wieder verloren

gehen. Auffällig ist in den letzten Jahren das zunehmende Interesse von Studentinnen für die Theologie. Betrug die Zahl der Damen bis etwa 1975 durchschnittlich 10–15 Prozent, hat sie sich seitdem auf etwa 30 Prozent und mehr erhöht. Ob dies daraus zu erklären ist, daß der Weg zum Lehrberuf inzwischen nahezu verschlossen ist?³¹

Jedenfalls ist die Lebendigkeit des Fragens und die Bereitschaft für Verantwortung der Studentenschaft in Bethel eine immer neu zu erlebende Erfahrung, die vita communis irgendwie, so oder so in jedem Semester gelingen läßt und auch den akademischen Unterricht erfreulich in Atem hält. Alles in allem, bieten die intensive Arbeitsatmosphäre und die vielfältigen Austauschmöglichkeiten während des ganzen Tages – hoffentlich – gute Einübungschancen für sinnvolles verantwortetes Studieren auch an den Massenfakultäten der Universität von heute.

5. Zum Selbstverständnis der Kirchlichen Hochschule

Immer wieder wird die Frage, wie sich die Kirchliche Hochschule in ihrer Arbeit versteht, an sie herangetragen. Zwar ist ihre Stellung zu den Universitätsfakultäten längst kein Problem mehr, und hoffentlich wird auch die Diskussion um das Triennium, die im übrigen meist nur abstrakt geführt wurde, allmählich verstummen. 75 Jahre Geschichte sind ein zu langer Weg, als daß sich die Kirchliche Hochschule in ihrer Existenz rechtfertigen müßte. Aber da eine Standortbestimmung von Zeit zu Zeit sinnvoll ist, sei zum Abschluß dieses Berichtes die Frage nach dem Selbstverständnis doch aufgegriffen. Der Verfasser dieser Zeilen hat zu just diesem Thema als Rektor 1971 vor dem Kuratorium referiert, und da sich – erstaunlich genug – innerhalb von fast zehn Jahren eigentlich wenig Neues dazu sagen läßt, sei aus diesem Bericht, auch aus dokumentarischen Gründen, im Folgenden weithin zitiert.³²

„Wie sich Verkündigung und sonstiges Handeln der Kirche nicht von ihrem Selbstverständnis her bestimmen, so auch nicht der Aufgabenbereich einer Kirchlichen Hochschule. Nicht vom Selbstverständnis, sondern von Auftrag der Kirchlichen Hochschule ist auszugehen, den Dozenten und Studenten nicht aus sich selbst entwickeln, sondern der ihnen vorgegeben ist und den sie in der einer Kirchlichen Hochschule spezifischen Weise zu erfüllen haben. In § 2 der Satzung von 1969,

der in jedem unserer Vorlesungsverzeichnisse abgedruckt ist, wird der Auftrag der Hochschule bestimmt. Er lautet: „Die Kirchliche Hochschule Bethel ist eine Stätte der Forschung und Lehre evangelischer Theologie. Sie bereitet die Studenten auf den Dienst in Gemeinde und Öffentlichkeit vor. Durch ihre Zugehörigkeit zu Bethel erhält der Auftrag der Theologie in Zusammenhang mit diakonischer Arbeit besonderes Gewicht. Die Kirchliche Hochschule sucht ihre Aufgabe im gemeinsamen Hören auf das Wort Gottes und in der gemeinsamen Verantwortung von Dozenten und Studenten zu erfüllen.“³³

1. „Die Kirchliche Hochschule ist eine Stätte der Forschung und Lehre evangelischer Theologie“. Was evangelische Theologie meint, hat Luther bereits 1518 in der Heidelberger Disputation fixiert: „So besteht im gekreuzigten Christus die wahre Theologie und Erkenntnis Gottes“ (These 20) und „Der Theologe der Herrlichkeit nennt das Böse gut und das Gute böse; der Theologe des Kreuzes sagt das, was die Wirklichkeit ist“ (These 21: *theologus crucis dicit, quod res est*).

Zu diesen Thesen sind zwei kurze Erläuterungen notwendig.

a) Es ist zu beachten, daß Luther, bevor er in These 24 erstmals von der *theologia crucis* spricht, vorher ausführlich vom *theologus crucis* redet. Das meint, daß eine Theologie des Kreuzes kein Denk- und Schreibtischprodukt allein sein darf, sondern von der Existenz dessen, der sie vertritt, zu verantworten ist. Nur ein *theologus crucis* kann angemessen eine *theologia crucis* treiben. Diese Einsicht hat Konsequenzen für alle, die Theologie, gerade an einer Kirchlichen Hochschule treiben.

b) Nicht von ungefähr hat Luther das Ziel der *theologia crucis* so offen bestimmt: *dicere, quod res est*. Recht verstandene theologische Arbeit verwaltet nicht ein *depositum fidei*, sondern ist immer neu auf den Weg gesetzt, um die *res* zu bestimmen, d. h. einerseits im Leiden und am Kreuz Gott zu finden und nicht an dem Ort, an dem man ihn längst anwesend wähnt, andererseits aber zwischen dem Kreuz Christi und den Leiden dieser Welt sauber und klar zu unterscheiden. Angebote einer *theologia gloriae* gibt es gegenwärtig zahlreich genug; sich weder von rechts noch von links beirren zu lassen, sondern bei der „Sache“ zu bleiben, gehört allezeit zum Auftrag des Theologen und der Theologie.

Ihrem Wesen nach hat es evangelische Theologie mit der Verkündigung des Gekreuzigten in der spezifischen Form wissenschaftlicher Verantwortung für die Verkündigung zu tun. Es geht also nicht um

beliebige Themen, es geht nicht um Forschung als Forschung oder um die Begründung eines aufgrund dieser oder jener Weltlage notwendigen Handelns – all das wäre letztlich *theologia gloriae* –, sondern immer um die Theologie des Kreuzes, die der Exeget aus den Texten der Schrift, der Historiker aus der Wirkungsgeschichte des Evangeliums in Kirche und Welt, der Systematiker in der Bedeutung und Geltung des Evangeliums für Kirche und Welt von heute und der praktische Theologe in der Gestaltwerdung für Kirche und Welt bedenkt und entfaltet. Alle theologischen Disziplinen sind zugleich an der sachgemäßen Erschließung der einen *res* beteiligt, und jeder Fachvertreter benötigt die Hilfe des anderen. Interdisziplinäre Arbeit ergibt sich daher vom Auftrag, den evangelische Theologie hat, von selbst.

Natürlich ist uns bewußt, daß die akademische Lehrtradition in Deutschland Unterrichtsformen entwickelt hat, die weithin monologischer Art waren; sie haben sich aber in Wissensvermittlung und Wissensdiskussion gleichwohl so bewährt, daß es töricht wäre, total und allzu hurtig von ihnen abzugehen. So wird es in Zukunft ein Nebeneinander von Lehrveranstaltungen der einzelnen Disziplinen und interdisziplinärer Zusammenarbeit geben, die das Recht der jeweiligen Disziplin und die Gemeinsamkeit theologischer Arbeit zum Nutzen von Studenten und Dozenten, Wissenschaft und Kirche an den Tag bringen sollte. Daß wir dabei, wie überall in Deutschland, noch am Anfang eines Weges stehen, sei gerne zugegeben. Daß wir an einer Kirchlichen Hochschule besonders günstige Möglichkeiten für die Erprobung neuer Unterrichtsformen sehen, sei nicht verschwiegen.

2. Mit diesen Bemerkungen ist zunächst auf den Inhalt unseres Auftrages, die *theologia crucis* verwiesen. Auf dem Weg von „Forschung und Lehre“ kommt dieser Auftrag zum Ausdruck, wobei die Verbindung von beidem stets neu Ziel und Aufgabe sein muß. Angesichts der heute oft gewünschten Vorordnung der Lehre gegenüber der Forschung erscheint allerdings der Hinweis notwendig, daß nach wie vor *beides* vom Auftrag her geboten ist. Sicherlich gerät Forschung nicht erst heute in Gefahr, zweckfrei zu arbeiten und weltfremd zu werden. Was hat die Datierung des Polykarpmartyriums mit den Fragen zu tun, die Kirche und Welt gegenwärtig zu beantworten haben, so kann man fragen. Was hat das Chalcedonense für die von unseren Studenten übernommene Arbeit unter Bielefelder Rockern für eine Bedeutung, so ist innerhalb einer Andacht ausdrücklich gefragt worden. Aber liegt die Kurzatmigkeit solcher Fragestellungen nicht

✓ auf der Hand? Und darf man nur die Forschung auf ihren Gegenwartsbezug hin überprüfen? Muß Lehre nicht entleert oder gar ideologisiert werden, wenn sie sich nicht ständig an den Quellen wie an der Sekundärliteratur vergewissert? Um der Lehre willen ist Forschung notwendig und umgekehrt, und beide zusammen stehen im Dienste der Wahrheit, die niemals offen zutage liegt, sondern ständig neu in mühsamer Arbeit gewonnen und vermittelt werden will. Das vorlesungsfreie Studiensemester, das das Kuratorium dem Kollegium gewährt, dient nicht der Erholung, sondern intensiver Rückbindung der Lehre in die Forschung der Gegenwart. Auf permanente Forschung verzichten wollen, hieße: auf Überprüfung der Tagesprobleme an dem, was in der Kirche gilt, zu verzichten, sich der Tagesordnung der Welt auszuliefern und letztlich, sich der aufgetragenen Verantwortung gegenüber Kirche und Welt auf bedenkliche Weise zu entledigen.

Weil das nicht sein darf, sind wir nach wie vor der Meinung, daß das Erlernen der alten Sprachen zu den notwendigen Voraussetzungen sachgemäßer Verkündigung des Evangeliums dazu gehört; eben deshalb, damit eigene Kontrolle des Verkündigten am Originaltext selbst möglich bleibt und der Prediger sich nicht nolos volens fremden Autoritäten urteilslos unterstellen muß. Allerdings sehen wir uns gerade hinsichtlich der Sprachanforderungen immer wieder mit ernsthaften Anfragen unserer Studenten konfrontiert, die das Sprachenstudium vielfach als ärgerliche und unangemessene Belastung des Studienanfangs empfinden, zumal die Schule heute weithin nicht mehr zu konzentriertem Arbeiten anhält. Und wer hätte nicht Verständnis dafür, daß Abiturienten, die endlich die vielgepriesene akademische Freiheit gewonnen haben, gegen weiteren Unterricht und dann noch in komprimierter Form aufbegehren! Jedenfalls besteht die Forderung zu Recht, die Notwendigkeit der Sprachen für das Studium besser und begründeter zu motivieren als lange Zeit geschehen. Unser Studienangebot geht deshalb über die bloße Motivation hinaus, indem es die Sprachkurse in mannigfache Beziehungen zu den übrigen Lehrveranstaltungen stellt und es damit besonders dem Studienanfänger ermöglicht, das Erlernen der Sprachen sinnvoll in den Beginn des Theologiestudiums zu integrieren. Die Frage, die heute von allen Fakultäten, besonders den naturwissenschaftlichen gestellt wird, ob nach dem Abitur nicht wenigstens zwei Vorsemester vorzuschalten sind, welche die notwendigen Studiengrundlagen legen, ist auch für die Theologie aktuell, hinsichtlich der Verbindung von Theologie- und Sprachenstudium jedoch nicht ohne Problem.

Mit der Erwartung, das Sprachenstudium motiviert zu erhalten, verbindet sich bei Studenten allerdings vielfach eine andere, tiefer sitzende Erwartung: sie wollen zu Studienanfang auch eine Motivationsklärung dafür, was sie zur Theologie gebracht hat, bei der Theologie halten soll und was die Theologie unter dieser FrageEinstellung zu leisten vermag. Diese Erwartung deckt eine beträchtlich gewandelte Einstellung zum Studium gegenüber früheren Zeiten auf. Konnte bislang mehr oder weniger selbstverständlich davon ausgegangen werden, daß dies, verkürzt gesprochen, die Theologie mit der Reflexion der Verkündigung des Wortes Gottes in seinem Woher, Was und Wie im Blick auf eigene, verantwortete Verkündigung zu tun hat und der Student zunächst Anschluß an die Wirkungsgeschichte, die Auslegungstradition des Evangeliums bis in die Gegenwart hinein zu gewinnen hat, so lautet die Frage heute: Warum überhaupt Anschluß an eine Tradition und welchen Sinn könnte sie haben? Das Vertrauen zur Studienmotivation durch die Überlieferung ist erschüttert und weithin durch Erwartungen gegenüber der Gegenwart und Zukunft ersetzt worden. Damit ist der Zugang zur Theologie ein sehr anderer geworden. An die Stelle von Sachkriterien sind Engagementskriterien getreten, die angeblich keiner Begründung aus der Überlieferung bedürfen und diese radikal in Frage stellen. //

Damit sind auf Studenten und Dozenten völlig neue Aufgaben zugekommen. Wichtig erscheint, daß es zur Artikulation der verschiedenen Standpunkte Orte gibt, wo diese laut werden können. In zahlreichen offenen Veranstaltungen, zu denen der AStA oder studentische Gruppen einladen, im Rahmen der offenen Abende für Seminarteilnehmer oder anderen Hochschulveranstaltungen werden Themen dieser Art Semester für Semester diskutiert. Oft entsteht zwar der Eindruck, es komme bei solchen Gesprächen wenig heraus. Aber dieser Eindruck trügt, denn die von den Studenten intendierte Motivationsklärung wird sicherlich nicht nur durch abstrakte Einsichten, sondern vor allem durch Kommunikation zwischen Lehrenden und Lernenden, durch dialogische Einübung in Denken, Leben und Glauben gewonnen. Die Erfahrung, daß auch Dozenten Menschen sind, ihre Fragen und Probleme haben, zu stottern vermögen und nicht auf alles sofort antworten können, trägt manchmal mehr zur Vermenschlichung der gemeinsamen Arbeit bei als die Vermittlung alter und neuer Erkenntnisse.

Daß sich aus solchen Gesprächen zahlreiche, nützliche Impulse auch

für die Lehrveranstaltungen ergeben, wird jeder Dozent zugeben, selbst wenn es der Student nicht sofort bemerkt. Daß sich auf dieser Ebene der Kommunikation interdisziplinäre Arbeit auch ohne besondere Lehrveranstaltungen als notwendig, sinnvoll und praktikabel ergibt, sei angemerkt. Daß in dem gemeinsamen Gespräch untereinander noch längst nicht immer Erfolgsmeldungen zu erstatten sind, sei eingeräumt. Aber wer wüßte nicht, wie schwierig *vita communis* zu allen Zeiten war und gerade heute ist! Nicht zufällig hat sich die Gruppendynamik in der Gegenwart solche Beachtung verschafft, weil sie offensichtlich bestehende Kommunikationsdefizite anspricht. Jedenfalls finden wir erfreulich, daß es an einer kleineren Hochschule wie Bethel zu verschiedenen Kontakten kommt, die an der Massenuniversität unserer Tage meist nicht mehr gelingen.

Aus den erwähnten Begegnungen ergeben sich natürlich auch Konsequenzen für den ganzen Bereich der Hochschuldidaktik; zunächst indirekter Art, insofern nämlich, als jeder, der an einem sogenannten Teach-In mit Studenten teilnimmt, über die ernsthaften, engagierten Fragen der Studenten beeindruckt ist. Die Anfrage, ob ich als theologischer Lehrer meinen Ansatz in den Lehrveranstaltungen deutlich entfalte, ob ich den Einstieg in meine Disziplin methodisch erläutere und dem Anfänger klar genug mache, ob ich nicht nur Fragestellungen der Forschung an die Studenten herantrage, sondern auch Fragen, die den Studenten beschäftigen, finde und aufdecke, Anfragen dieser Art sind sinnvoll und nötig für die Konzeption und Durchführung von Vorlesungen und Seminaren. Andererseits ist zu hoffen, daß in solchen Gesprächen auch die Bitte der Dozenten an die Studenten, sie möchten sich um geduldige Einübung in die Wissenschaft bemühen und ihre eigenen Erwartungen nicht zur einzigen Norm ihres Studierens machen, auf fruchtbaren Boden fallen.

Eine besondere Aufgabe ist unserer Hochschule dadurch gestellt, daß wie eh und je vorwiegend Studienanfänger bei uns studieren. Daß wir das Sprachenstudium schon seit längerer Zeit so konzipiert haben, daß die Sprachen in kürzester Zeit und trotzdem so gründlich erlernt werden, daß man mit ihnen umgehen kann, braucht nicht erneut berichtet zu werden. Nach dem Betheler Modell ist es möglich, neben den Sprachen zugleich auch theologische und philosophische Vorlesungen und Seminare zu belegen und dadurch den Sinn der Sprachen für das Theologiestudium aufzuzeigen. Gleichwohl wird die Studieneingangsphase im Zusammenhang noch stärker durchzuplanen sein,

als es bisher im deutschen Hochschulbereich geschehen ist. Wertvolle Erfahrungen haben wir im Zusammenhang der Propädeutika in der vorlesungsfreien Zeit und der Semestereinführungsfreizeiten gemacht und gesammelt, gleichwohl bleibt auf diesem Gebiet noch manches weiter zu bedenken und zu tun.

Natürlich liegt uns daran, auch mittlere und Examenssemester für ein Studium an unserer Hochschule stärker als bisher zu interessieren. Immer wieder wird unser Lehrangebot daraufhin bedacht, wobei wir allerdings durch unser kleines Kollegium in unseren Möglichkeiten eingeschränkt sind. Schließlich liegt uns über ein sinnvoll zu planendes Kontaktstudium auch an der Zusammenarbeit mit Pfarrern im praktischen Amt, schon deshalb, damit bereits unsere Studienanfänger in Berührung mit Problemen des pfarramtlichen Alltags kommen können. In Zusammenarbeit mit dem Pastorkolleg der westfälischen Landeskirche sind in den vergangenen Jahren verschiedene Kontaktstudienkollegs an unserer Hochschule angeboten worden.

Immer wieder wird im Blick auf die Kirchlichen Hochschulen gesagt, sie hätten als Experimentierfeld der Kirchen und theologischen Fakultäten eine besondere Aufgabe. Uns scheint der Begriff „Experimentierfeld“ allerdings nur bedingt verwendbar. Vom Auftrag, Theologie zu treiben, ist unser Weg eindeutig gewiesen, und sich davon abdrängen zu lassen, könnte niemandem nützen, wohl aber beträchtlichen Schaden anrichten. Exempla terrent. Nicht so sehr der Weg, wohl aber das Wie dieses Weges bedarf sorgfältigen Bedenkens durch alle am Hochschulleben Beteiligten. Mittlerweile stehen dafür jedoch so viele Erfahrungen zur Verfügung, daß alle möglichen Experimente nicht mehr nötig sind. Offenheit für die Gegebenheiten der Zeit und hemmungslose Experimentierfreudigkeit ist zweierlei. Deshalb erscheint es uns nicht geraten, uns jeder Neuerung, jedem Einfall anzuschließen. Besonnene Prüfung der Voraussetzungen aller Experimente scheint heute ebenso wichtig zu sein wie der Versuch des Neuen selbst.

3. „Die Kirchliche Hochschule bereitet die Studenten auf den Dienst in Gemeinde und Öffentlichkeit vor“. Diese Aussage enthält eine deutliche Zielrichtung. Es geht nicht so sehr um die Heranbildung von Forscherpersönlichkeiten; es geht auch nicht eigentlich um Hebamendienste zum Zweck der Studienmotivation, die Motivation zum Studium sollte vielmehr hinsichtlich der Verkündigung in Gemeinde und Welt möglich werden. Heute vollzieht sich die Arbeit des

Theologen allerdings in viel differenzierterer Form als früher und führt nicht ohne weiteres in ein Gemeindepfarramt hinein. Deshalb hat die Ausbildung zum Dienst in allen der Kirche aufgetragenen Bereichen schon während des Studiums im Auge zu bleiben. Wenn sich neulich in einer Diskussion ein Kommilitone dagegen wehrte, man solle in der Vorlesung nicht so selbstverständlich „wir als Christen“ sagen, weil man dadurch zu schnell vereinnahmt werde, dann ist dieser Einwand im Blick auf die Unsicherheit vieler Studenten in der Studienmotivation ernst zu nehmen. Allerdings wäre einem solchen Einspruch energisch entgegenzutreten, wenn er beabsichtigen sollte, wir sollten das, was wir glauben, bekennen und lehren, nicht auch deutlich genug sagen, sondern lediglich die vorhandene Pluralität von Meinungen zur Darstellung bringen. Hier wäre der status confessionis gegeben. Ausbildung zum Dienst in Gemeinde und Öffentlichkeit ist zwar nie ausschließlich Proprium der Kirchlichen Hochschulen gewesen und wird es hoffentlich auch nie werden. Aber unsere Hochschule hat solche Zeiten schon erlebt, und die anderen Kirchlichen Hochschulen, jedenfalls Wuppertal und Berlin, verdanken diesen Zeiten sogar ihre Existenz. Deshalb würde sich gerade eine Kirchliche Hochschule um ihren Auftrag bringen, wollte sie nur einen „Jahrmarkt von Meinungen“ anbieten, ohne nicht auch deutlich im Pro und Contra zum Denken des Tages Stellung zu nehmen.

4) „Durch ihre Zugehörigkeit zu Bethel erhält der Auftrag der Theologie im Zusammenhang mit diakonischer Arbeit besonderes Gewicht“. Dieser Passus meint wesentlich mehr als die Angabe des Ortes, an dem unsere Hochschule steht. Er ist auch mehr als ein Bekenntnis zu der Arbeit Bethels, zu der auch unsere Hochschule gehört. Er gibt vielmehr der tiefen Zusammengehörigkeit von Theologie und Diakonie Ausdruck, die lange genug zum Schaden beider übersehen wurde. Dem immer wieder geäußerten Vorwurf, daß kirchliches Handeln und theologische Reflexion nicht nur im 19. Jahrhundert die drängenden Anfragen übersehen hätten, die aus dem Bereich des notleidenden Menschen an sie gerichtet wurden, kann nur so begegnet werden, daß die Theologie ihre diakonische Dimension wieder gewinnt und die Diakonie in all ihren Bereichen auf theologische Vergewisserung nicht verzichtet.

Nur so ist zu verhindern, daß Theologie ihren Weltbezug verliert und Diakonie ihren Kirchenbezug preisgibt. Nicht von ungefähr hat sich in verschiedenen Übungen, die während der vergangenen Semester

zu Spezialthemen der Diakonie abgehalten wurden, die Frage nach dem Proprium christlicher Diakonie im heutigen Wohlfahrtsstaat immer neu als das Zentralproblem herausgestellt, auf das nicht nur pragmatisch, sondern theologisch-grundsätzlich zu antworten ist. Auch viele Einzelfragen, mit welchem Recht etwa Theologen in der Leitungsverantwortung diakonischer Anstalten tätig seien, wie das Miteinander von christlich und humanistisch motivierten Mitarbeitern im Vollzug diakonischer Arbeit zu gestalten sei etc., bringen, von den theologischen Zentralproblemen einer Klärung des Verhältnisses von Heil und Heilung, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, Krankheit und Schuld abgesehen, die Notwendigkeit gemeinsamer theologischer Arbeit zwischen den verschiedenen Mitarbeitern im Anstaltsbereich Bethels an den Tag. Im Unterschied zu der Arbeit des Heidelberger Diakoniewissenschaftlichen Instituts können aufgestellte Thesen in der Alltagswirklichkeit Bethels sogleich überprüft und einer Kontrolle unterzogen werden. Für Studenten, die in den einzelnen Häusern Bethels diakonischen Dienst tun und mit meist partiell gewonnenen, in der Regel kritischen Eindrücken an die Hochschule zurückkehren, ist die Auseinandersetzung mit Diakonen und Diakonissen, Ärzten und Pädagogen, Verwaltungsleuten und Anstaltspfarrern eine ebenso unerläßliche Ergänzung der theologischen „Theorie“ wie für die Dozenten, die solche Veranstaltungen durchführen.

5) „Die Kirchliche Hochschule sucht ihre Aufgabe im gemeinsamen Hören auf das Wort Gottes und in der gemeinsamen Verantwortung von Dozenten und Studenten zu erfüllen“. Diese Aussage faßt eigentlich Selbstverständliches zusammen, das aber, wie der Alltag z. B. in den Diskussionen um die täglichen Andachten zeigt, trotzdem keineswegs selbstverständlich ist. Sicherlich ist gut, daß heute weniger denn je Überkommenes einfach hingenommen wird, weil das Wesentliche zu allen Zeiten nicht als Traditionsgut, sondern nur in lebendiger Auseinandersetzung wesentlich bleibt. Daß theologische Arbeit aus der viva vox evangelii erfolgt und immer wieder auf sie zurückzubeziehen ist, wird so lange Theorie bleiben, als nicht gemeinsames tägliches Hören auf das Evangelium die Bewährung des im Hörsaal Vernehmen erbringen kann. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß an dieser Stelle unseres Hochschullebens die Krise der Kirche und speziell des Gottesdienstes besonders offenkundig wird. Aber immerhin wird sie sich, so hoffen wir, besser bestehen lassen, wenn man sich ihr gemeinsam stellt, als wenn man sie geflissentlich umgeht,

oder sie lediglich lautstark moniert. Vom gemeinsamen Gottesdienst her, in dem wir alle Hörende und Zeugende im Wechsel sind, besteht auch die Chance, „gemeinsame Verantwortung von Dozenten und Studenten“ in allen Bereichen des Hochschullebens zu praktizieren und uns nicht nach getrennten Interessengruppen auseinanderdividieren zu lassen“.

¹ Wilhelm Brandt, Jahresbericht 1935/36, in: Jahrbuch der Theologischen Schule Bethel 7, 1936, S. 163.

² Vgl. dazu Friedrich von Bodelschwingh, Die Entstehung der Theologischen Schule, in: Jahrbuch 1, 1930, S. 9–37 und Theodor Schlatter, Aus der Geschichte der Theologischen Schule in ihren ersten 25 Jahren, ebenda S. 38–56, abgedruckt in diesem Band, S. 68–88.

³ Allerdings bleibt zu fragen, ob die Bezeichnung „Theologische Hochschule“ nicht angemessener gewesen wäre, abgesehen davon, daß damit wenigstens ein Ursprungselement bewahrt worden wäre.

⁴ Vgl. W. Brandt, Jahrbuch 4, 1933, S. 245–252 und Jahrbuch 5, S. 119–132.

⁵ Vgl. W. Brandt, Jahresbericht 1933/34, in: Jahrbuch 5, S. 123. Wenn W. Brandt allerdings feststellt: „Die Gründung und das bloße Dasein der Theologischen Schule war ein Protest gegen jeden Parlamentarismus in der Kirche“ (Jahresbericht 1932/33, Jahrbuch 4, S. 251), hat er damit die Gründungsintentionen Friedrich von Bodelschwinghs gründlich mißverstanden und im Sinne der „neuen“ Zeit interpretiert.

⁶ W. Brandt stellt dazu fest: „Hier war das Entscheidende des ‚Führerprinzips‘ verstanden: das Vertreten einer Wahrheit in eigener Verantwortung, das sich nicht scheut, von anderen Gehör und Gehorsam zu verlangen“ (Jahresbericht 1932/33, Jahrbuch 4, S. 251; zur Bewertung dieser Aussage vgl. Anmerkung 5). Bemerkenswert ist auch seine Würdigung der Einführung des Führerprinzips für die Studentenschaft: „Gleichzeitig mit diesem Anschluß an die Deutsche Studentenschaft vollzog sich eine Umbildung unserer Verfassung. Sie war immer gegen den studentischen Parlamentarismus gewesen, jetzt aber wurde sie auf einige einfache Bestimmungen zurückgeführt: Der Leiter der Schule beruft den Führer der Studentenschaft. Der Führer der Studentenschaft hat bei dem Kreisführer seine Bestätigung einzuholen. Der Führer der Studentenschaft Bethel beruft seine Mitarbeiter. Gegen diese Berufungen können die Leitung der Schule und der zuständige Kreisführer Einspruch erheben. So ist das Ergebnis des Neuen eine klare Regelung, deren Brauchbarkeit wir zur Zeit erproben“ (W. Brandt, Jahresbericht 1933/34, Jahrbuch 5, S. 123). Aufschlußreich ist auch die Bemerkung auf S. 121 des gleichen Berichtes.

⁷ Vgl. W. Brandt, Jahresbericht 1933/34, in: Jahrbuch 5, S. 121ff.

⁸ Vgl. dazu Gerhard Ruhbach, Die Auseinandersetzung um das Kirchenverständnis zwischen 1918 und 1945 im Blick auf Barmen III, in: Alfred Burgsmüller (Hg.), Kirche als „Gemeinde von Brüdern“, Band 1, Gütersloh, 1980, S. 149–169, besonders S. 156–165.

⁹ Vgl. dazu den eindrucksvollen Bericht von Heinrich Bödeker, Das Sommersemester 1933 – Die Vertreibung von Wilhelm Vischer, in diesem Band S. 89ff. und im Vergleich dazu W. Brandt, Jahrbuch 4, S. 250 und Jahrbuch 5, S. 120.

¹⁰ Vergleiche dazu den allerdings überaus knappen Bericht W. Brandts mit der den heutigen Leser verblüffenden Bemerkung, daß sich die Lage der Theologischen Schule „im wesentlichen“ zwischen 1933 und 1934 nicht geändert habe (Jahresbericht 1934/35, in: Jahrbuch 6, 1935, S. 106–112, besonders S. 106).

¹¹ W. Brandt, Jahresbericht 1934/35, a.a.O. S. 106.

¹² Robert Frick, Arbeitsbericht der Theologischen Schule 1945–1947, in: Wort und Dienst, Jahrbuch NF 1, 1948, S. 116; (Wort und Dienst wird künftig abgekürzt mit WuD).

¹³ Vgl. dazu R. Frick, a.a.O. S. 116. Unter der Überschrift: „Den Freunden in Bethel, nach Aufhebung der Theologischen Schule 1939“ hat Rudolf Alexander Schröder zwei Gedichte verfaßt und nach Bethel als Zeichen der Verbundenheit gesandt; abgedruckt in WuD 1, S. 117f. und in Rudolf Alexander Schröder, Gesammelte Werke, Band 1, 1952, S. 1011–1015.

¹⁴ Vergleiche dazu die verschiedenen Aufsätze von Georg Merz in: Priesterlicher Dienst und kirchliches Handeln, 1952 und in der Gedenkschrift für Georg Merz (In Memoriam Rektor Georg Merz, München, 1960).

¹⁵ Vergleiche die beiden Aufsätze in diesem Band.

¹⁶ F. von Bodelschwingh hat den Gesichtspunkt der revocatio allerdings ausdrücklich formuliert; vgl. F. von Bodelschwingh, Die freie theologische Fakultät, in: Ausgewählte Schriften II, 1964, S. 220. Als Grundsatzproblem bis in die Gegenwart hinein hat sich allerdings für die Hochschule erwiesen, daß das Kuratorium es immer abgelehnt hat, Bleibeverhandlungen mit Dozenten der Hochschule zu führen, die einen Ruf nach auswärts erhalten haben.

¹⁷ Vgl. WuD 3, 1952, S. 146–164.

¹⁸ Allerdings haben in den letzten Jahrzehnten Kirchenleitungen und Synoden auch keinen Auftrag zu einem Gutachten über theologische Streitfragen der Gegenwart an eine Theologische Fakultät oder an eine Kirchliche Hochschule erteilt. Warum ist das so gekommen? Daß Theologische Ausschüsse regionaler oder überregionaler Art gelegentlich mit Aufträgen von Kirchenleitungen befaßt wurden, berührt diese Anfrage deswegen nicht, weil die Besetzung dieser Ausschüsse auf Berufung kirchenleitender Gremien zustande kommt.

¹⁹ F. von Bodelschwingh, Die freie theologische Fakultät, a.a.O., S. 219.

²⁰ Vgl. dazu J. van der Kooi, in diesem Band, S. 31.

²¹ Seit der Umwandlung der Professuren von Pfarrstellen in Kirchenbeamtenstellen durch die Satzung von 1970 ist eine Auflösung der Kirchlichen Hochschule allerdings auch juristisch nahezu unmöglich geworden.

²² Vgl. Theodor Schlatter, Aus der Geschichte der Theologischen Schule, in diesem Band, S. 83f.

- ²³ Die Rektoren der Hochschule haben seitdem zum Teil mühevoll Verhandlungen mit – verständlicherweise – in Hochschulfragen nicht eingearbeiteten Angestellten der Schulabteilung der von Bodelschwingh'schen Anstalten führen müssen. Wie an manchen anderen Beispielen im kirchlichen Leben zeigt sich hierin, daß viele Konsequenzen aus dem Kirchenkampf, die nachträglich gezogen wurden, weder nötig noch nützlich waren.
- ²⁴ Vgl. dazu den farbigen Bericht des damaligen Bibliotheksdirektors Gottfried Simon, *Unsere Bibliothek*, in: *Jahrbuch* 5, 1934, S. 133–145.
- ²⁵ Helmut Krämer hat in seinem Rektoratsbericht unter Beifügung mehrerer Photos über das Jochen-Klepper-Haus berichtet und die schöne Einweihungsrede seines Nachfolgers Luck abgedruckt; vgl. *WuD* 8, 1965, S. 93–97.
- ²⁶ Vgl. dazu *WuD* 12, 1973, S. 202f.
- ²⁷ Theodor Kuessner weist in seinem hier abgedruckten Beitrag darauf hin, daß Krankenseelsorge schon in den zwanziger Jahren nicht selbstverständlich von jedem Dozenten erwartet wurde; vgl. in diesem Band S. 64.
- ²⁸ Zum Seelsorgeinstitut, seiner Konzeption und Satzung hat Dietrich Stollberg als erster Direktor des Instituts ausführlich berichtet; vgl. *WuD* 12, 1973, S. 186f. und *WuD* 13, 1975, S. 156–161. Zum Verlauf der Arbeit vgl. den Bericht des jetzigen Geschäftsführers Pastor Michael Kleßmann in: *WuD* 15, 1979, S. 224–228; aufschlußreich ist auch der Bericht eines Kursteilnehmers der Anfangsphase des Instituts, nachzulesen in: *WuD* 12, 1973, S. 187–192.
- ²⁹ Kritische Anfragen, die W. Tacke (*Glaubenshilfe als Lebenshilfe*, 1979, 2. Auflage) gestellt hat, haben immerhin Gewicht und bisher nur teilweise eine Antwort gefunden.
- ³⁰ In diesem Zusammenhang sei an das von unserem ehemaligen Alttestamentler Fritz Stolz entwickelte Lernprogramm „Hebräisch in 53 Tagen“ hingewiesen, das 1978 nach mehrfacher Erprobung und Überarbeitung in Göttingen als Buch erschien. In Kombination mit dem Sprachlabor bzw. mit Kassetten ist es im Rahmen der Feriensprachkurse entwickelt, auch zum Selbststudium geeignet und hat sich längst bewährt. Unter der Überschrift „Hebräisch im Lernprogramm“ hat F. Stolz selbst darüber berichtet, vgl. *WuD* 14, 1977, S. 198–202.
- ³¹ Zur Frage des Frauenstudiums in Bethel sind die Bemerkungen interessant, die W. Brandt in seinen Jahresberichten der dreißiger Jahre gemacht hat. Wer weiß und versteht heute noch, daß es Jahre gab, in denen die Theologische Schule für Studentinnen ganz verschlossen war! Vgl. W. Brandt, *Jahresbericht* 1932/33, in: *Jahrbuch* 4, 1933, S. 248–250 und *Jahresbericht* 1933/34, in: *Jahrbuch* 5, 1934, S. 126–129.
- ³² Vgl. zum folgenden Gerhard Ruhbach, Bericht vor dem Kuratorium am 19. 11. 1971, in: *WuD* 12, 1973, S. 193–200.
- ³³ Die Satzung vom 1. 1. 1979 hat § 2 nur geringfügig verändert. Er lautet jetzt: „Die Kirchliche Hochschule dient der Forschung, der Lehre und dem Studium evangelischer Theologie. Sie bereitet die Studenten auf den Dienst in Gemeinde und Öffentlichkeit vor und fördert die theologische Fort- und Weiterbildung. Durch ihre Zugehörigkeit zu Bethel erhält der Auftrag der Theologie in seinem Zusammenhang mit der diakonischen Arbeit der Kirche besonderes Gewicht. Die Kirchliche Hochschule sucht ihre Aufgabe im gemeinsamen Hören auf das Wort Gottes und in der gemeinsamen Verantwortung aller Hochschulmitglieder zu erfüllen“.
- ³⁴ Der frühere Betheler Neutestamentler Ulrich Luck hat dazu einen vielbeachteten und andernorts nachgedruckten Aufsatz verfaßt; vgl. U. Luck, *Moderne Theologie und diakonischer Dienst*, in: *WuD* 8, 1965, S. 50–62.

II.

Dokumente zur Geschichte der Kirchlichen Hochschule

1.

*Brief von F. von Bodelschwingh
an Gymnasialprofessor Otto Perthes, Bielefeld*

24. Dezember 1894

Dank für freundliches Gedenken an unsere Kranken!

In der Professorensache gebe ich Dir 1. darin recht, daß eine Hauptnot unserer peußischen Landeskirche und überhaupt der deutschen Landeskirchen die zu enge Umarmung mit dem Staate ist. Aber was soll man tun? Diese Not hat seit der Reformation Gott zugelassen, und ein gewaltsames Auseinanderreißen, wie es jetzt von manchen kleinen Kreisen propagiert wird, würde wahrscheinlich in diesem Augenblick nur eine äußerst kleine Freikirche abgeben. Die Stunde ist noch nicht gekommen. Der Staat ist eben noch im ganzen genommen noch zu freundlich mit der Kirche, verfolgt sie nicht, als daß sie sich aufraffen könnte zu einem offenen Bruch.

2. Als Hauptmangel in der Vorbildung unserer jungen Theologen ist allerdings anzuerkennen, daß die Mehrzahl der theologischen Lehrer an den Hochschulen nicht auf das Zentrum losgeht und vergißt, daß das pectus den Theologen macht und nicht die nackte Wissenschaft. Indessen will ich bezeugen, daß Studenten, die es haben wollen, doch bis jetzt noch Lehrer aufsuchen können, die gerade auf den Mittelpunkt losgehen. Mein Sohn sagt zum Beispiel von Kähler in Halle,

uns gewiß auch für die wachsenden Aufgaben durch unsere Freunde wie bisher die nötigen Mittel zur Verfügung stellen.

D. Oestreicher.

In: „Aufwärts“, 24. 4. 1927

11.

An den Evangelischen Oberkirchenrat Berlin

Der Bund der ehemaligen Schüler der Theologischen Schule zu Bethel (75 Mitglieder) hat mit großer Freude und herzlichem Dank Kenntnis genommen von den Beschlüssen der 8. Generalsynode 1927, die sich auf die Vorbildung zum geistlichen Amt beziehen; dabei ist auch des besonderen Dienstes der Theologischen Schule gedacht. Wir dürfen darin eine Anerkennung der Schule sehen, durch die wir alle gegangen sind. Im Blick auf unsere Studienzeit ist es uns ein Bedürfnis ausdrücklich zu erklären, daß wir die Ergänzung des Universitätsstudiums durch das, was gerade die Theologische Schule uns geboten hat, immer als besonders wertvoll gefunden haben. Hier sind wir in ganz persönlicher Anleitung durch die Dozenten in die wissenschaftliche Kleinarbeit eingeführt, haben es gelernt, theologische Fragen gründlich wissenschaftlich zu behandeln. Hier haben gerade solche unter uns, welche ihr erstes Semester an der Theologischen Schule verbrachten, eine wertvolle Einführung in das gesamte theologische Arbeitsgebiet bekommen. Dadurch ist es uns möglich geworden, alle die Mittel, welche unsere Universitäten zum Studium bieten, besser auszunützen, als es ohnedies geschehen wäre. Nicht wenige von uns haben auch hier in der Stille den Abschluß ihrer akademischen theologischen Studien machen dürfen und gerade in der in Bethel besonders gepflegten Arbeit und im regen Austausch mit anderen den eigenen Besitz gefestigt und gemehrt. Wir alle haben immer wieder mit tiefer Dankbarkeit den großen Anschauungsunterricht erlebt, den diese Gemeinde des Elendes und der dienenden Liebe bietet.

Da die Aufgabe des evangelischen Pfarramtes groß und verantwortungsschwer vor uns stand, haben wir zum allergrößten Teil uns schon seit Jahrzehnten nicht mehr mit dem vorgeschriebenen Triennium begnügt, sondern 7-8 Semester Theologie studiert. Wir sind besonders dankbar, daß durch die beschlossenen Zusätze zum Gesetz über Vorbildung zum geistlichen Amt es auch ferner unseren studentischen Brüdern möglich sein wird, die Theologische Schule zu besuchen. Wir bitten daher den evangelischen Oberkirchenrat herzlich und dringend, von dem Recht des Dispenses unmittelbar nach Ablegung der letzten sprachlichen Prüfungen oder nach Beendigung des in

Bethel verbrachten theologischen Semesters im Sinne der von der Generalsynode gefaßten Entschließungen Gebrauch zu machen. Nur so kann die Lebensmöglichkeit, welcher unserer Theologischen Schule geblieben ist, auch wirkungsvoll ausgenützt werden und den Eltern, welche ihre Theologie studierenden Söhne nach Bethel gehen lassen wollen, die Freude dazu erhalten bleiben. Nur so kann die Theologische Schule ihre segensreiche Arbeit weiter tun und unsern studentischen Brüdern eine wertvolle Hilfe in ihrer akademischen Vorbildung bleiben.

Haspe, den 30. August 1927

Der Bethel-Studenten-Bund.

J. A. Kratzenstein, Pfarrer, Vorsitzender.

12.

Lebensordnung der Theologischen Schule Bethel WKL + gesamt

1. Die Theologische Schule weiß sich im Dienste Jesu Christi und seiner Gemeinde. Darum muß es auch für das Zusammenleben ihrer Glieder das Ziel gemeinsamen Ringens sein, daß Gottes Geist unserer Lebens- und Arbeitsgemeinschaft in Freude und Ernst das Gepräge gebe. Dazu ist erforderlich, daß jeder einzelne den festen Willen hat, dem Wort und Geist Jesu offen und gehorsam zu sein.

2. Die Schwierigkeiten, die jeder Versuch, christliche Lebensgemeinschaft zu gestalten, überwinden muß, treten besonders deutlich hervor, wenn eine große, von Semester zu Semester wechselnde Schar junger Menschen in wenigen Monaten zu echter Gemeinschaft zusammenwachsen soll. Fruchtbare Zusammenleben mit lebendigem Austausch im Geben und Nehmen kann nur entstehen, wenn ein gemeinsamer Wille die Überwindung der Schwierigkeiten anstrebt. Jeder muß die Verpflichtung spüren, im Geist der Hingabe und des Dienstes nach dem Maß seiner Kräfte zu einem echten Gemeinschaftsleben zu helfen. Gegen die Kritiksucht, die untätig beiseite steht und sich der Verantwortung entzieht, und die Ichsucht, die eigene Wünsche nicht zurückstellen will, gilt es zu kämpfen. Unterschiede des Alters, der Lebensführung und der Reife sollen nicht zu Absonderung führen, sondern zu gemeinsamem Ringen um die Einheit in Christus.

3. Die Größe unserer Studentenschaft führt notwendig zur Bildung mannigfacher kleinerer Gruppen und Kreise innerhalb der großen Gemeinschaft. Die Gemeinschaft des Tisches oder der Wohnung, gemeinsame Arbeit, gleiche Neigungen etwa auf wissenschaftlichem, literarischem oder künstlerischem Gebiet, der Wunsch nach gemeinsa-

mem Bibellesen, gemeinsamem Wandern oder edler Geselligkeit werden einzelne Gruppen in besonderer Weise zusammenschließen. Solche kleinen Kreise dürfen in der Studentenschaft öffentlich hervortreten, wenn sie die Grundlinien ihres Zusammenlebens der Leitung der Schule vorlegen, sich grundsätzlich allen Studierenden öffnen und daraufhin von der Leitung als kleine Kreise innerhalb der Studentenschaft anerkannt sind. Ein Anschluß solcher Kreise an Verbände und Korporationen der Hochschulen oder Angleichung an das Korporationsleben ist auf dem Boden von Bethel nicht möglich. Alle diese einzelnen Gruppen in der Studentenschaft sollen bewußt den Willen haben, der Gesamtheit zu dienen und am Aufbau eines alle umfassenden Gemeinschaftslebens mitzuarbeiten.

4. Ein besonderes Maß von Takt und ernster Besinnung auf das Ziel des theologischen Studiums fordert von allen Studierenden das Zusammenleben mit dem anderen Geschlecht. Es wird unbedingt erwartet, daß jeder Studierende jederzeit, auch außerhalb Bethels, mit wacher Sorgfalt sein Verhalten von dem Geist ernster Zucht beherrscht sein läßt.

5. Die Tatsache, daß die Theologische Schule ein Glied der Anstaltsgemeinde Bethel ist, legt uns als Dank für vielfachen Segen, der uns aus dieser Verbundenheit erwächst, die Verpflichtung auf, die Arbeit von Bethel durch gern geübte Rücksicht auf die Kranken und ihre Bedürfnisse zu unterstützen. Solche Rücksicht auf Pflinglinge Bethels, unter denen so viele Opfer des Alkohols sind, muß sich vor allem in willigem Verzicht auf den Alkohol zeigen. Von jedem Studierenden muß der Verzicht auf jeden Alkoholgenuß in Bethel, aber auch – von besonderen Ausnahmen abgesehen, die wir in jedem einzelnen Fall unter eine ernste Gewissensprüfung zu stellen bitten, – der Verzicht auf den Genuß von Alkohol in Bielefeld und in der Umgebung von Bethel im Umkreis einer Stunde als ein geringes Opfer der Liebe geleistet werden. Trunkenheit kann zu sofortigem Ausschluß von der Schule führen.

6. Der regelmäßige Besuch der gemeinsamen Morgenandachten, der von den Studierenden gewählten Vorlesungen und Übungen und der Vorträge am Mittwochabend ist Pflicht; etwaiges Fehlen soll entschuldigt werden.

7. Jedes Gemeinschaftsleben wird von der Sünde getrübt. Ihr störender Einfluß wird nur überwunden, wenn entschlossen und gemeinsam gegen die Sünde gekämpft wird, mit dem ehrlichen Willen, auch eigene Schuld einzugestehen. Für ernste Schwierigkeiten, die weder in persönlicher Aussprache der Beteiligten noch mit Hilfe eines Dozenten überwunden werden können, bietet die Schiedsordnung einen Weg zur Schlichtung. Immer sollten auftretende Schwierigkeiten nur der Anlaß

zu tieferer Erkenntnis Christi und zur Erfahrung seiner vergebenden und befreienden Gnade werden.

(April 1928)

13.

Bethel-Studenten-Bund. Gruß zum neuen Semester!

Was ist ein neues Semester? Ein neue Gelegenheit, von Gott gegeben, eine neue Aufgabe, von Gott gestellt.

Eine neue Gelegenheit, tiefer hineinzuwachsen in die Schrift, in die ewigen Gedanken und Liebesratschläge unseres Gottes, in die oft wirren und krausen Gedankengänge der Menschen, tiefer hineinzuschauen in die Tiefe des eigenen Herzens, etwas zu erfahren von der festen Verbundenheit von Menschen untereinander. So kommt jedes Semester zu uns mit seiner Fülle von Möglichkeiten. Es bringt uns Arbeit, Gedanken, Kräfte, Menschen, vielleicht auch Gottes-Begegnungen.

Jedes Semester ist eine neue Aufgabe von Gott gestellt. Gerade ein Semester in Bethel ist eine Aufgabe für jeden Einzelnen, der an der Theologischen Schule arbeitet. Es gilt, die Zeit auszukaufen. Ein Sommer-Semester ist kurz. Es gilt, die Zeit recht zu teilen zwischen Arbeit und Ausspannung. Es gilt, recht für sich zu leben und zu arbeiten und recht für die andern dazusein, für den Einzelnen und für die Gemeinschaft. Es gilt, hineinzuwachsen in die eigenartige Bethelgemeinde, und es gilt, den Zusammenhang zu wahren mit dem Weltgeschehen. Es gilt, den Menschen zu leben und Gott zu dienen.

Das möchten wir Glieder des Bethel-Studenten-Bundes zum Sommersemester an der Theologischen Schule unsern Brüdern sagen: Wir stehen betend hinter Euch. Wir bitten, daß dies Semester Euch reiche Gelegenheiten biete, und wir bitten, daß Ihr die Aufgaben löst, die es Euch stellt.

Haspe, den 26. 4. 1929.
D. Kratzenstein.

Wir fragten am Anfang, was Bethel dem stud. theol. als immerhin flüchtigen Gast sein kann. Was antworten wir nun?

Eine Verheißung hatte uns gelockt, und wir hatten ihre strenge Forderung an uns erkannt. Ein Kommilitone berichtete einmal aus einer Universitätsstadt, daß die dortigen ehemaligen Bethelstudenten sich schämten, als solche erkannt zu werden. Wir müssen sie bedauern.

*Protokoll der Sitzung des Kuratoriums der Theologischen Schule
vom 18. September 1933*

Anwesend:

Professor D. Lütgert,
Generalsuperintendent D. Kähler,
Missionsinspektor Trittelvitz,
Pastor D. Brandt,
Pastor Lic. Schlatter,
Pastor F. v. Bodelschwingh.

1. D. Brandt berichtet über die Arbeit der Schule während des letzten Semesters. Im Anschluß daran wird gesprochen über die Veränderungen, die sich aus der neuen Lage ergeben: Umgestaltung der Studentenheime nach dem Vorbild der Kameradschaftshäuser und unter sinngemäßer Anwendung des Führergedankens; Unterstellung des Wehrsports unter die Führung der S. A.; Änderung der Verfassung, soweit das die neue Organisation der Studentenschaft notwendig macht. Berücksichtigung der Gegenwartsfragen in der wissenschaftlichen Arbeit. Den nach dieser Richtung hin von Herrn D. Brandt gemachten Vorschlägen stimmt das Kuratorium zu.

2. Die Aufnahmen für das neue Semester sollen nach den bisherigen Gesichtspunkten erfolgen. Von einer Einschränkung der Studentenzahl wird abgesehen.

3. Aus dem Kuratorium scheiden aus: Generalsuperintendent D. Weirich und Superintendent D. Winkelmann. Hinzu gewählt werden: Pfarrer Adler, Münster (unter der Voraussetzung, daß er demnächst zum Bischof von Westfalen ernannt wird) und Pastor Dietrich, Eckardtsheim. Von weiteren Veränderungen in der Zusammensetzung des Kuratoriums und in der Leitung der Schule sieht das Kuratorium ab.

4. Das Kuratorium überträgt seine Vollmachten, abgesehen von der gerichtlichen und außergerichtlichen Vertretung des Vorstandes auf Pastor v. Bodelschwingh, damit er dringende Entscheidungen im Einvernehmen mit dem Leiter der Schule treffen kann.

5. Es wird eine Verfügung mitgeteilt, durch welche die Schule dem S. A. Hochschulamt unterstellt ist. Ein Anschluß an die Deutsche Studentenschaft scheint demnach nicht in Betracht zu kommen.

6. Es wird über die bisherigen Verhandlungen in Sachen des Falles von Lie-Vischer berichtet. Das Kuratorium sieht sich nicht in der

Lage, dazu Stellung zu nehmen, solange die zugesagte amtliche Untersuchung noch nicht stattgefunden hat. Deren Beschleunigung soll mit allem Nachdruck erbeten werden.

7. D. Brandt berichtet über den Stand der Anrechnungsfragen, die sich für die altpreußische Kirche durch einen Erlaß des Oberkirchenrates ungünstiger gestaltet haben. Es wird eine mündliche Verabredung mit dem neuen Dezernenten im Oberkirchenrat, Professor Stolzenburg, ins Auge gefaßt. Sie wird allerdings erst nach Erledigung des Falles Vischer möglich sein.

8. Die Jahresrechnung, die mit einer Einnahme und Ausgabe vom R.M. 121.396,67 abschließt, wird vorgelegt, besprochen und genehmigt. Bei der Mitgliederversammlung wird Entlastung des Schatzmeisters beantragt, der seinerseits noch einige Fragen der Rechnung klären wird. Mit der Aufgabe des bisherigen Studentenheims Waldesruh ist das Kuratorium einverstanden.

9. Im Haus Damaskus wird ein weiteres Zimmer für die Wohnung von Lic. Schmidt abgegeben.

10. Für die Wohnung von D. Simon wird ein neuer Herd bewilligt.

Theologiestudenten im Braunhemd

Daß die Anstalten Bethel bei Bielefeld zu den hervorragendsten Stätten christlicher Liebestätigkeit gehören, ist sicher den meisten bekannt. Aber nicht nur den Armen und Kranken gewährt Bethel eine liebevolle Pflege, nicht nur heimat- und obdachlosen Brüdern von der Landstraße Unterkunft und Arbeit, mehrere Schulen dienen gesunder, zukunftsfreudiger Jugend. Unter ihnen nimmt die Theologische Schule eine besondere Stelle ein. Im Herbst des Jahres 1905 hat der alte Pastor D. von Bodelschwingh („Vater Bodelschwingh“ sagt man in Bethel) sie gegründet. Fast 200 Studenten bereiten sich heute dort in fleißiger Arbeit auf die Aufgaben des Pfarramts vor. Viele vollenden ihre Sprachkenntnisse, die unerläßliche Voraussetzung für gründliche theologische Arbeit am biblischen Wort. Mehr, als es an Universitäten möglich war und ist, verbindet seit Anfang geordnetes Gemeinschaftsleben die Studenten. Die Schicksalswende des vergangenen Jahres hat auch die Formen studentischen Lebens nicht unberührt gelassen. Auch die letzten Zeichen bürgerlichen Standesdünkels haben zu verschwinden.

Die studentische Jugend bekennt sich zum deutschen Sozialismus. Auch der Theologiestudent steht nicht abseits. Horst Wessel kam aus

einem deutschen Pfarrhaus, das ist der zukünftigen Pfarrergeneration lebendige Verpflichtung. So trägt die überwiegende Mehrzahl der Studenten der Betheler Theologischen Schule das Braunhemd. Aber auch die wenigen „Zivilisten“ sind dem Wehrsport eingegliedert. Der ganze Sonabend steht den Übungen zur Verfügung. Studienkameraden haben das Kommando, in freiwilliger Unterordnung lernt jeder Disziplin, Selbztucht, Stählung des Willens und Beherrschung seines Körpers. An einem Wochenabend wird Dienst im Bielefelder Sturmverband getan. Da steht der Student, der tagsüber Voakabeln einer fremden Sprache paukte, neben dem Kameraden mit der schwieligen Faust: wir sind *eine Kameradschaft, ein Volk.* Nur so, schicksalhaft mit der Volksgemeinschaft verbunden, gliedhaft im Volksganzen verwurzelt, wird die Kirche ihre Aufgabe erfüllen, ihren Dienst ausrichten können. Steht doch die Kirche unter dem Ruf des Meisters, der von sich sagte, daß er nicht gekommen sei, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen!

Soweit es möglich ist, wohnen die Studenten in Kameradschaftshäusern. Es herrschen Pünktlichkeit und Ordnung. Um 6.20 Uhr wird geweckt, in fünf Minuten Antreten zum Frühsport, 10 Minuten Dauerlauf und Freiübungen, dann Anziehen und das Zimmer in Ordnung bringen, um 7 Uhr Budenkontrolle.

Solch straffe Ordnung durchzieht den ganzen Tag. Studenten aus allen Teilen unseres Vaterlandes, aus allen Schichten unseres Volkes wachsen so zu echter Kameradschaft zusammen. Eine vergangene Zeit legte Wert auf die Vorrechte des Akademikers. Wir kennen heute nur noch ein Vorrecht des Akademikers, nämlich alles, was ihm durch Willen und Bildung mehr an Gaben als den meisten unserer Volksgenossen zuteil wurde, restlos einzusetzen im Dienst an der Volksgemeinschaft. Als christliche Studenten in der Kampffront Adolf Hitlers bekennen wir uns zu den Worten unseres völkischen Kämpfers Adolf Bartels:

„Das ist das höchste Leben,
Das ist der beste Stand:
Was Dir der Herr gegeben,
Gib Du dem Vaterland!“

Heinrich Herbst, stud. theol.

In: Westf. Landeszeitung, Dortmund 2. 3. 1934

18.

*An alle Studierenden der Theologischen Schule Bethel
des Sommersemesters 1934*

Laut Verfügung der Reichsleitung der Deutschen Studentenschaft vom 24. Februar 1934, Ziffer 3, ist den Studierenden des Sommersemesters 1934 folgendes mitzuteilen:

„Laut Verfügung des Reichsführers der Deutschen Reichsschaft und der deutschen Studentenschaft sind alle im Sommersemester 1934 im 1.–3. Semester sich befindenden Studenten verpflichtet, durch die Kameradschaftserziehung hindurchzugehen. Dies kann geschehen, indem sie

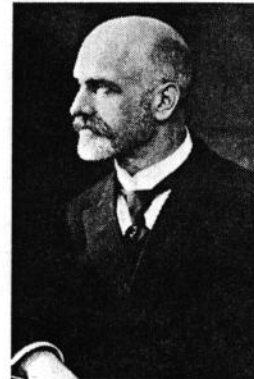
- a) 2 Semester durch das Kameradschaftshaus der Studentenschaft,
- b) 3 Semester durch die Wohnkameradschaften der studentischen Bünde, der Studentenschaft oder des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes hindurchgehen“.

An der Theologischen Schule Bethel besteht ein durch Verfügung des Kreisleiters des Kreises V der D. St. vom 19. März 1934 anerkanntes Kameradschaftshaus und drei durch Verfügung vom 6. März 1934 anerkannte Wohnkameradschaften. Wir werden die Verteilung der Wohnungen nach Möglichkeit so vornehmen, daß die Kameraden der 1. bis 3. Semester den Vorschriften der D. St. genügen können. Unser Kameradschaftshaus wird im wesentlichen von dem Führer und den Amtsleitern unserer Studentenschaft bewohnt. In welche Wohnung Sie kommen, wird Ihnen spätestens bei dem Eintreffen in Bethel mitgeteilt.

Ein besonderes Rundschreiben des Führers der Wohnkameradschaft, das von der D. St. verlangt wird, hat bei uns keinen Sinn, weil der Führer der Wohnkameradschaft durch uns die Anmeldung bekommt. Der Führer der Studentenschaft der Theologischen Hochschule Bethel:

I. A. K. A. Hirsch
Bethel, den 10. April 1934

Die Dozenten
an der kirchlichen Hochschule Bethel



◁
Samuel Jaeger
1905–1927



▷
Walter Kähler
1905–1910



◁
Theodor Oestreicher
1907–1928



▷
Gottfried Simon
1910–1915 und
1925–1939



◁
Johannes Warneck
1912–1920



▷
Gottlob Schrenk
1913–1917
1919–1923



◁
Walter Michaelis
1919–1930



▷
Ernst Johannssen
1920–1925



◁
Theodor Schlatter
1923–1934



▷
Theodor Kuessner
1926–1931



◁
Wilhelm Brandt
1927–1941
1945–1958



▷
Hans-Wilhelm Schmidt
1927–1935



◁
Wilhelm Vischer
1928–1933



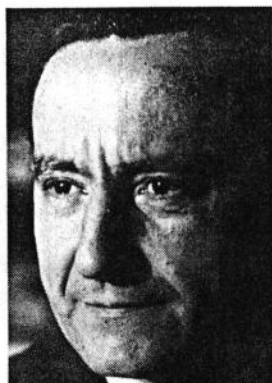
▷
Georg Merz
1930–1939



◁
Robert Frick
1931–1939
1945–1949



▷
Volkmur Hertrich
1934–1939



◁
Edmund Schlink
1935–1939
1945–1946



▷
Günther Bornkamm
1937–1939
1945–1946



◁
Adalbert Schütz
1938–1977



▷
Hellmuth Frey
1946–1963



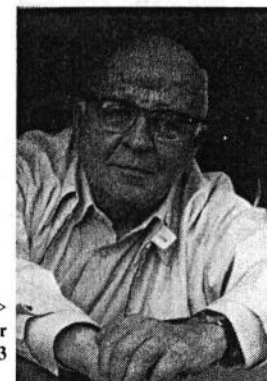
◁
Hans-Heinrich Wolf
1946–1955



▷
Herbert Girgensohn
1946–1962



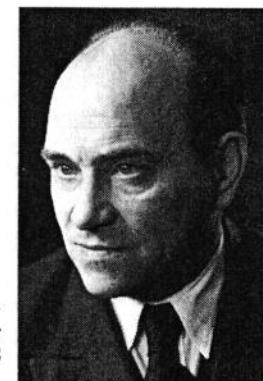
◁
Hans-Joachim Stoebe
1946–1961



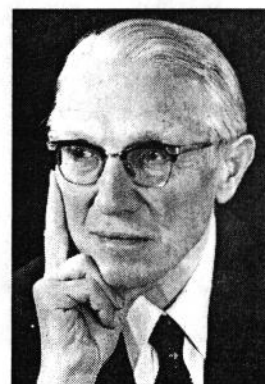
▷
Helmut Krämer
1947–1973



◁
Gerhard Friedrich
1947–1953



▷
Johannes Fichtner
1949–1962



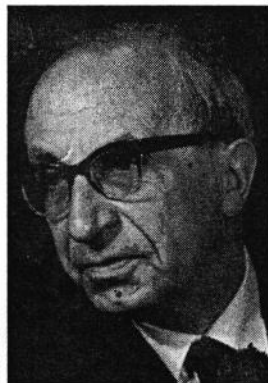
◁
Alfred Adam
1949–1967



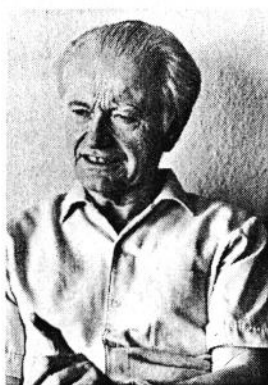
▷
Heinrich Greeven
1950–1956



◁
Christian Maurer
1954–1966



▷
Wilhelm Anz
1955–1973



◁
Wolfgang Schweitzer
1955–1980



▷
Willi Marxsen
1956–1961



◁
Karl Grzegorzewski
1958–1975



▷
Ulrich Luck
1961–1977



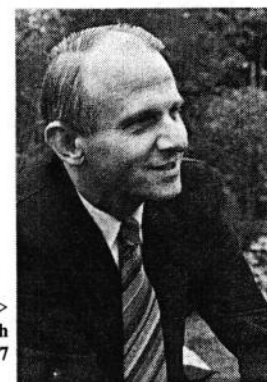
◁
Klaus Baltzer
1963–1968



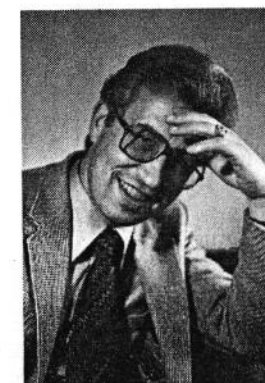
▷
HansPeter Stähli
1966



◁
Egon Brandenburger
1967–1973



▷
Gerhard Ruhbach
1967



◁
Hans Heinrich Schmid
1969–1976



▷
Fritz Stolz
1969–1980



◁
Rolf Eulenstein
1970



▷
Dietrich Stollberg
1971-1979



◁
Hermann Braun
1973



▷
Jens-Uwe Schmidt
1973



◁
Dieter Lührmann
1974



▷
Traugott Stählin
1976



◁
Christof Hardmeier
1977



▷
Andreas Lindemann
1978



Klaus Winkler
1980